

WILHELM HORKEL

BOTSCHAFT VON DRÜBEN

NEUBAU · VERLAG · MÜNCHEN

WILHELM HORKEL

BOTSCHAFT VON DRÜBEN

ÜBERSINNLICHE ERFAHRUNGEN AUS JÜNGSTER ZEIT



NEUBAU · VERLAG · MÜNCHEN

I N H A L T

I. EINLEITUNG	
Grenzen des Erkennens	7
Der übersinnliche Erfahrungsbereich	11
Vom Altertum bis zur Gegenwart	14
Vom Geheimnis der Seele	17
Das Zwischenreich	20
II. AHNUNGEN	
Gedankenübertragungen	22
Eingebungen	24
Böse Ahnungen	27
Warnungen	31
Todesahnungen	34
III. WAHRTRAUME	41
IV. HELLSEHEN	
Durchblicke durch die irdische Welt	51
Hellsehen in Bezug auf die Zukunft	57
Durchblicke in die jenseitige Welt	60
Blicke in die Hölle	70
V. TOTENERSCHEINUNGEN	73
VI. FERNWIRKUNGEN	81
Fernhören	82
Fernfühlen	84
Fernbewegungen	87
Fernwirkungen	89
VII. SPUK	95
VIII. ZUFÄLLE	100
IX. JENSEITS DES TODES	
Eine Besinnung	110
Quellenhinweise	117

PPN 43



1988. 3870
(63849)

Alle Rechte vorbehalten
Verlegt 1949 bei Neubauer-Verlag Adolf Groß, München
1. bis 5. Tausend
Entwurf des Schutzumschlags: Josef Obelacker, Öttingen im Ries
Satz und Druck: Dr. C. Wolf & Sohn, Universitäts-Buchdruckerei, München
Printed in Germany

EINLEITUNG

Grenzen des Erkennens

Wir wandeln alle in Geheimnissen
Goethe

Seit uralten Tagen hat der Mensch versucht, sein Dasein denkend zu durchdringen, um so der Vielgestaltigkeit der Erscheinungen erst recht inne zu werden, sie zu gliedern, zusammenzufassen und zu beherrschen. Hinter diesem unablässigen Bemühen, durch alle Möglichkeiten des Denkens den Wirrwarr der Welt in Natur und Geschichte zu klären, steht die verborgene Angst, vieler Erscheinungen des Lebens nicht habhaft zu werden, weil die Denkmöglichkeiten dazu nicht mehr ausreichen. In der Tat stößt der Mensch immer wieder, und zwar sehr bald, an jene unbequeme Grenze seines Denkens, wo er hilflos die schärfsten Waffen seines Geistes strecken muß. Ja gerade der denkende Mensch weiß von jenem unabmeßbaren Erfahrungsbereich, der seiner Denkfähigkeit noch zu allen Zeiten gespottet hat: es sind die Erfahrungen der übersinnlichen Welt, also alles dessen, was zwar mit den fünf Sinnen, mit Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch, Getast wahrgenommen wird, aber doch aus der Welt jenseits dieser fünf Sinne stammt.

Diesen Erfahrungsbereich hat die Seelenforschung der letzten fünfzig Jahre zu einer Wissenschaft ausgebaut, hat mit einem Dickicht begrifflicher Neubildungen zu ordnen versucht — aber all diese Begriffe sind noch immer vieldeutig und daher umstritten geblieben. Wir wollen uns daher bewußt jener seelenkundlichen Fachsprache enthalten und uns dem schlichten Gefäß der deutschen Muttersprache

anvertrauen. Damit geben wir von vornherein zu, daß auch der wissenschaftlichen Fachsprache versagt geblieben ist, den eisernen Vorhang zu heben, der uns von der übersinnlichen Welt trennt. So geziemt uns nur ein bescheidenes Nachtasten, ein demütiges Auf-fangen jener Lichtstrahlen, die aus der unsichtbaren Welt dann und wann unsre Stirnen streifen. Wer also scharfsinniges Klügeln, kühne Denkwagnisse, „noch nie dagewesene“ Klärungsversuche in diesem Buch finden möchte, wird enttäuscht bleiben.

Vor einer Überschätzung des menschlichen Denkvermögens warnt uns übrigens auch die jüngste Denkforschung und Seelenkunde; so bezeichnet G. von Frankenberg den „menschlichen Denkapparat nur als einen Auslese-Apparat, einen Probiermechanismus. Wie unzu-verlässig das Hirn des durchschnittlichen Menschen arbeitet, ist wohl nur wenigen ganz klar. Eigentlich schöpferische Denkleistun-gen sind nicht jedermanns Sache. Sie kommen nur zustande, wenn eine Reihe von Möglichkeiten in großer Klarheit vor das geistige Auge gerückt werden und die Kritik darunter wählt. Leider aber ist gestaltendes und kritisches Vermögen selten im Einklang. Wie oft jede Spur von Kritik fehlt, braucht kaum gesagt zu werden. Doch auch die Phantasie kann sehr kümmerlich entwickelt sein. Bei vielen Menschen besteht das Denken — das dann diesen Namen eigentlich noch nicht verdient — fast nur aus Assoziationen (Ver-bindung von Vorstellungen derart, daß die eine, wenn sie auf-tritt, eine nachfolgende, selbständig hinzutretende zum Bewußtsein bringt).¹⁾

Goethe hat sich über das menschliche Denkvermögen noch viel siche-rer, vollmundiger auszusprechen erlaubt, etwa in jenem schönen Vergleich: Es ist „mit der Gedanken-Fabrik wie mit einem Weber-meisterstück, wo ein Tritt viel tausend Fäden regt, die Schifflein herüber und hinüber schießen, die Fäden ungesehen fließen, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt“.

Weitab also von solcher stolzen Selbstsicherheit gibt die jüngste Denkforschung unbestritten die Begrenztheit des Erkennens wie des Erkennbaren und die Unlösbarkeit der gedanklichen Wider-sprüche zu. Sie schämt sich seit Thomas Huxley nicht mehr ihrer Heimkehr zu dem sokratischen Geständnis, das ja auch die Schran-ken des begrifflichen Ausdrucksvermögens in sich schließt: „Wir wissen, daß wir nichts wissen können.“

Auch die Bibel bekennt sich zu der gleichen Selbstbescheidung: „Ver-laß dich nicht auf deinen Verstand!“ (Sprüche 3, 5), denn nur „Sein Verstand ist unausforschlich“ (Jesaja 40, 28). Noch strenger hat Luther „die gesunde Vernunft und alle Weisheit des Fleisches“ (des natürlichen Menschen) „Finsternis“ genannt (Auslegung zu Psalm

18, 29), soweit diese nicht durch das Wort Gottes in uns die Klarheit Gottes des Vaters spiegelt. Darum möge „diese Finsternis durch das Licht des göttlichen Wortes erleuchtet werden“. „Ja, je weiser einer ist, desto törichter wird er bei zustoßender Gefahr“; gerade über-sinnliche Erfahrungen begegnen uns oft als zustoßende Gefahren. Luther hat noch bei anderer Gelegenheit, als Ausleger von Psalm 32,8, widersprüchlichere Aussagen geformt, wenn er dort Gott etwa in den Mund legt: „Es muß gehen nicht nach deinem Verstand, sondern über deinen Verstand; senk dich in Unverstand, so gebe ich dir meinen Verstand. Unverstand ist der rechte Verstand; nicht wissen, wohin du gehst, das ist das rechte Wissen, wohin du gehst. Mein Verstand macht dich gar unverständlich.“²⁾ Ähnlich hat Manfred Hausmann angesichts der Weglosigkeit unsrer Zeit gesungen:

Wer des Lichts begehrt,
muß ins Dunkel gehn.
Was das Grauen mehrt,
läßt das Heil erstehn.
Wo kein Sinn mehr mißt,
waltet erst der Sinn.
Wo kein Weg mehr ist,
ist des Wegs Beginn.³⁾

Dürfen wir uns trotzdem der übersinnlichen Welt zuwenden, wenn demnach das menschliche Denken, die menschliche Rede nur ein unzulängliches Mittel der ‚Verständ-igung‘ ist? Wir wagen es nur, weil wir alles, was die nächsten Seiten dieses Buches aufweisen, in den Lichtkreis der Heiligen Schrift rücken dürfen. Er freilich erhellt uns durchaus nicht alles; und was jenseits seiner Strahlungen liegt, lassen wir im Dunkel liegen. Wir schweigen da, wo die Bibel schweigt. Denn „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet, wo nicht Deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet“. (Tobias Clausnitzer).

Wiederum dürfen wir nicht länger die übersinnliche Erfahrungs-welt jedem beliebigen Zugriff nichtchristlicher Wissenschaft und Scheinwissenschaft stillschweigend überlassen! Es geht vielmehr dar-um, diesen ganzen Bereich endlich heimzubohlen in jenen Lichtkreis unsres Christenglaubens, jenen Bereich, in dem Gottes „rechte Hand ... gar wunderlich führt, also daß es ein Weg ist nicht des Fühlens und der Vernunft, sondern des Glaubens, der allein im Finstern geht und unsichtbare Dinge sieht“ (Luther). Denn „geistliche Augen, nicht Kuhaugen“ können „das verborgene Bild Gottes“ schauen, können überhaupt des Ur-Widerspruches gewahr werden, in dem sich der Mensch mit sich selbst befindet, haben doch alle „die Rätsel, die unsre Umgebung (unsere Umwelt) uns aufgibt, ihren letzten

Theologie
G. Hausmann

Grund in der Unklarheit des eigenen Selbst“ (Hermann Bezzel). Dieser Widerspruch läßt uns nicht zur Ruhe kommen, treibt uns immer wieder dazu, tiefe Schächte, mühsamste Stollen gedanklicher Forschung in die Welt des Übersinnlichen vorzutreiben. „Unruhig macht den Menschen nicht, was er weiß oder zu wissen meint, sondern das, was er nicht weiß, aber empfindet“ (Paul Alverdes). Was wir also empfinden, bringt uns dazu, Neuland der Seele zu erobern, wenn es auch nur vermeintliches Neuland ist.

Es liegt uns indessen ganz fern, Empfindungen gegen Verstandeskräfte auszuspielen; gerade im Bereich unsres Buches haben wir gegenüber Gefühlen mindestens ebenso wachsam zu sein wie gegenüber dem Verstande. Wir lassen uns von Friedrich Nietzsche warnen: „Die Menschen halten die schönen Gefühle bereits für Argumente, den gehobenen Busen bereits für einen Blasbalg der Gottheit, die Überzeugung für ein Kriterium der Wahrheit.“ Darum wäre der frischfröhliche Zuruf Frank Wedekinds unserer Absicht nur allzu verführerisch: „Nun laßt uns in der Seele Schlünden wühlen! Laßt schweifen uns durchs dunkle Menschentum!“ („König Nikolo“). Wir suchen vielmehr zwischen der Szylla und Charybdis, zwischen Hingabe an Verstand oder Gefühlskräfte jenen schmalen, nie un gefährdeten Weg, den — in anderem Zusammenhang — Friedrich Gogarten einmal meinte: „Nur aus dem Mut des Bekenntnisses zum Nichtwissen ist wirkliches, wahres Wissen möglich.“

Zu welchem Ziele kann er uns führen? Er möge uns lehren, die übersinnlichen Erfahrungen als einen Teil der allgemein menschlichen Erfahrungen zu werten, die wir von Stunde zu Stunde machen. Wir gewinnen einen weiteren Blick für die unlöslichen Zusammenhänge der erklärbaren und nicht erklärbaren Dinge, eine Tiefenschau unsres Daseins als eines Ganzen, in dem Begreifliches und Unbegreifliches aufs Geheimnisvollste ineinander verwoben ist; in dem Geist und Leib, ja Geisterheere und Menschenheere ineinander überspielen; wo wir der Gegenwart der göttlichen und Engel-Mächte, aber auch der satanischen, erschreckend inne werden. Wir spüren die wunderbarsten Wechselwirkungen in den oft verborgenen Flutungen des Lebensmeeres, schauen hinter die gegenständliche Welt des Mikroskops und des Teleskops, hinter die kleinsten und größten Dinge des Meßbaren. Es wird uns klar werden, daß der übersinnliche Erfahrungsbereich nicht mehr nur als „die Nachtseite des Glaubens“ zu gelten hat; daß er weder ein Paradies ist, vor dem ein feuerbewahrender Engel uns den Eintritt weigert, aber auch keine Hölle, in die uns nur satanische Verführung locken könnte.

Des weiteren werden wir nüchtern gegen die eilige Zeitmeinung, als spendete uns dieser Bereich bisher verkannte Heilquellen für

Leib und Seele oder gar für beliebige Zeitnöte; nüchtern auch gegen die gefährliche Zeitmeinung, als träte hier eine bislang verschüttete göttliche Offenbarungsquelle neu zutage. Gewiß sind nach Friedrich Rittelmeyers Wort „Notzeiten immer Offenbarungszeiten“ — aber sie offenbaren das Satanische nackter als das Göttlich-Reine, sie geben das Spielfeld der Weltgeschichte eher dem Satan frei als Gott — wenigstens dem Augenscheine nach. Darum weigern wir uns von vornherein jeder Auswertung übersinnlicher Erfahrungen als einer Offenbarungsquelle, die der klaren biblischen Offenbarungsfülle auch nur nahe kommen dürfte. Denn alle übersinnlichen Wahrnehmungen sind zwiegesichtig: sie können uns die Herrlichkeit der jenseitigen Welt blitzhaft klarmachen, aber auch Finsternisse preisgeben, die unmittelbar aus dem Reich des Satans stammen. So ist — um es abschließend zu sagen — der zwiegesichtige Bereich des Übersinnlichen wie eine tiefe Wunde, die dem Wesen dieser Welt noch anhaftet, aber jenes letzten Jüngsten Tages harret, der alles klarmachen wird. Denn noch ist in diesem Gebiet der Mensch der durch und durch angefochtene, gefährdete, dem nur ganz selten die Frucht der reinen Schau, des Friedens, den die Welt nicht geben kann, zuteil wird. Es genügt diesem Buch also, wenn es uns zu jener Welterfahrung Rainer Maria Rilkes hinführt, die er in den „Sonetten an Orpheus“ aussprach:

Heil dem Geist, der uns verbinden mag;
denn wir leben wahrhaft in Figuren.
Und mit kleinen Schritten gehn die Uhren
neben unsrem eigentlichen Tag.

Das Eigentliche liegt außerhalb der meßbaren Zeit, außerhalb des Kalenders, der Zahl und Ziffernwerte. Wir wollen jenes andere Dasein staunend und glaubend zu Gesicht bekommen, „dem wir entgegengehen, und das uns schon jetzt als eine unentrinnbare Wirklichkeit von allen Seiten umgibt“ (Karl Heim).

Der übersinnliche Erfahrungsbereich

Es gibt Wahrnehmungen, die unbezweifelbar unter Ausschluß der Vermittlung durch unsre fünf Sinne möglich werden. Jedermann kann sie machen — niemand kann sie herbeizwingen. Das häufigste und einfachste Beispiel bieten uns die Gedankenübertragungen. Es ist, als seien unsichtbare Kabel von Seele zu Seele

gespannt, wie der dänische Dompropst H. Martensen-Larsen schon gesagt hat, als uns noch nicht die Wunderwelt der Technik so handgreifliche Vergleiche erlaubte wie heute; denn uns sind all jene Sende- und Empfangs-Stationen buchstäblich ‚alltäglich‘ geworden, die uns jederzeit unsichtbare Ätherwellen in hörbare Sprache und Musik umsetzen.

Es gibt drahtlos übertragbare Signale, gibt Fernschreibmaschinen, ferngesteuerte Flugzeuge. Sollte es in solcher Umwelt uns nicht viel leichter fallen — und wären wir ausgekochte Zweifler —, mit den ‚Spannungen‘ von Seele zu Seele, mit all den unendlich feineren Flutungen verborgener Kräfte zu rechnen, die zwischen unseren Seelen walten? Wer den übersinnlichen Erfahrungsbereich abtut deswegen, weil er eine Einfallspforte für Schwindeleien sei, muß auch die ganze ärztliche Kunst ablehnen, weil es immer wieder Kurpfuscher gibt.

Die Erfahrung aller Zeiten hat indessen eine solche Fülle von Beispielen gesammelt, daß ein Verschweigen sinnlos, ein sorgfältiges Auswählen aber notwendig geworden ist. Die Hauptgebiete dieser Erfahrungen sind neben den erwähnten Gedankenübertragungen das Fernhören von Geräuschen, Worten oder Klängen, die nicht durch die natürliche Reichweite des menschlichen Ohres aufgenommen werden. Sie kommen von einem Lebendigen und suchen einen Lebendigen, können aber auch aus der unsichtbaren Welt stammen. Sodann das Fernfühlen eines Sinneseindrucks (Freude, Schrecken, Gefahr u. ä.), das in klares Fernsehen übergehen kann, ja in Hellsehen, wenn es sich auf Vergangenes oder Zukünftiges bezieht.

Hierher gehört vor allem die Welt der Ahnungen im klaren, halbwachen oder Schlaf-Zustand, die Traumgesichte, bei denen die Grenze zwischen Wachbewußtsein und Unterbewußtsein oft fließend bleibt. Weiter die Fernwirkungen, unter Aufhebung der Schwerkraft oder anderer Naturgesetze, die als unumstößlich gelten; solche Dinge führen zur Magie und zum Spuk im engeren Sinn. Grundsätzlich lassen wir all jene Grenzfälle des Übersinnlichen wie dämonische Besessenheit u. ä. außer Betracht, da sie offensichtlich auf seelische Krankheitszustände zurückgehen.

Viele meinen nun, daß erst solch unheimliche Krankheitszustände die Pforten zum Übersinnlichen öffnen; daß schwache Nerven unerläßliche Vorbedingung seien. Auch Goethe glaubte, daß „eine sehr zarte (körperliche) Organisation vorauszusetzen“ sei, wenn man „seltener Empfindungen fähig sein und die Stimmen des Himmels vernehmen“ wolle. Das würde gut zu dem Bilde passen, das sich Kierkegaard von jener Welt gemacht hat: „Hinter der Welt, in der

wir leben, fern im Hintergrund liegt eine zweite Welt, die aus leichtem, zarterem Stoffe gebaut ist und von anderer Bonität, als die wirkliche (Welt).“⁴⁾

Die Erfahrung zeigt aber immer wieder, daß durchaus lebensfeste, nervenstarke Menschen ohne feinere und tiefere Seelenschicht von übersinnlichen Erfahrungen ebenso berührt, ja überfallen werden wie die zartnervigen. Dabei sind es zumeist nur „Augenblicke und oftmals unhörbare Augenblicke, in denen jene Begegnungen geschehen und diese Erkenntnisse in uns aufleuchten, denn die Boten des Unsichtbaren tragen in unserer Welt das Gepräge der Fremdlingschaft, des Vorbeieilens, der heiligen Unaufdringlichkeit“ (Erich Schick), es sind, wie schon Karl Ludwig Schleich gesehen hat, die „leisen Töne, die durch den Lärm, der sie vernichten soll, immer eindringlicher zum Klingen gebracht werden“.⁵⁾

Jedermann kann solche Erfahrungen machen, ohne erst eine seelische Bruchstelle bei sich wahrzunehmen. Mancher aber verdrängt sie in sich oder weiß zu wenig von jenen geheimen Kräften, „daß er sich für verrückt hält, wenn er sie zufällig anwendet“ (Elin Wägner). Welch ungeheuerliche Macht ruht allein schon in dem Milliarden-schwarm unsrer Gedanken, die wir besitzen, anreichern, verschwenden — durch die wir unablässig in das Leben anderer Menschen hineinwirken! Eine übersinnliche Begabung ist freilich möglich; wer wollte sie leugnen?! Aber vonnöten wäre sie erst da, wo man etwas Gewerbsmäßiges bezwecken wollte, was immer fragwürdig bleibt, etwa berufsmäßiges Hellsehen u. ä. Solchen Absichten gelte das hübsche Spottwort: „Was ist ein Hellseher? Einer, der im Drüben fischt!“

Wie steht es nun aber mit jenem Drüben? Der tief sinnige Schlesier Hermann Stehr hat es in seinem Roman „Peter Brindeisener“ einer magischen Hohlkugel verglichen: „Das Dasein der Menschen wölbt sich aus Träumen, Sehnsüchten, Ahnungen, seligen oder Laster-Versunkenheiten, aus lichten und dunklen Hoffnungen, eine außerirdische Welt, ein Himmel oder eine Hölle je nachdem, jedenfalls etwas wie eine magische Hohlkugel, die dem Tummelplatz unsrer Erdenschicksale den eigentlichen tieferen Sinn gibt. Und alle Menschen brauchen diese außerirdische Unterkunft für ihr Leben.“

Er meint also einen Schwerpunkt unseres Lebens, der außerhalb unsres irdischen Bereichs liegt, aus dem wir aber alle unsre Erfahrungen schöpfen dürfen. Das ist gewiß vorsichtig gesagt, ‚ahnungsvoll‘ im Sinne Goethes, der sich zu Eckermann gelegentlich eines Traumgesprächs ähnlich vorsichtig aussprach: „... Dergleichen liegt wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüssel haben... Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von

der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht. Soviel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist.“

Einen Schritt weiter führt E. Th. A. Hoffmann, weil er die Zwiespältigkeit dieser Hinter-Welt gesehen hat: „Nicht wegzuleugnen ist die geheimnisvolle Geisterwelt, die uns umgibt und die oft in seltsamen Klängen, ja in wunderbaren Visionen sich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entsetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdischen Organismus. Es ist das Weh des eingekerkerten Geistes, das sich darin ausspricht.“ („Der unheimliche Gast.“)

Angesichts der gesamten übersinnlichen Wahrnehmungen bleibt dies ‚Weh des eingekerkerten Geistes‘. Sie können uns daher nicht aus der Lebensangst heraushelfen, auch wenn wir da und dort hinter die Pforten des Todes schauen und jetzt schon etwas von der Fülle der Erlösungswelt ahnen dürfen.

Vom Altertum bis zur Gegenwart

Seit Enno Nielsen seine große Stoffsammlung „Das Unerkannte auf seinem Weg durch die Jahrtausende“ herausgegeben hat, ist nicht mehr zu leugnen, daß übersinnliche Erfahrungen bei allen Völkern und zu allen Zeiten gemacht wurden. Dem kühnen Geologen Edgar Dacqué blieb es vorbehalten, die Linien Enno Nielsens nach rückwärts in vorgeschichtliche Zeitalter auszuziehen.

Er nimmt an, die vorgeschichtlichen Menschen hätten gesteigerte Fähigkeiten auf übersinnlichem Gebiet besessen, die sie zu Leistungen ermächtigten, welche wir heute überhaupt nicht mehr verstehen: so schreibt er die Anfrichtung riesiger Pyramiden und anderer Steindenkmäler des frühen Ägyptens solchen ‚magischen‘ Fähigkeiten zu, da sie mechanisch-technisch unerklärbar bleiben.

Wie dem auch sei, sicher ist, daß alle noch lebenden Naturvölker mit einer Fülle übersinnlicher, stark religiöser Vorstellungen und Bräuche alle unsre abendländischen Missionare und Weltreisenden überraschen. Unter ihnen hat übersinnliches Wissen über Vorgänge der Natur, des Tierlebens, des Sterbens, hat echter Zauber noch sein Heimatrecht.

Es hieße Bäume in den Wald tragen, die Wunderwelt Indiens in diesem Blickfeld besonders zu würdigen. Was zahlreiche Reisetagebücher, was Autoren wie Waldemar Bonsels, Hermann Hesse und zuletzt Ernst Wiechert („Der weiße Büffel“) dargestellt haben, beweist, wie auch dort alles Übersinnliche in ganz unbefangener Weise das Leben der Familie, der Öffentlichkeit, der einheimischen Religionen durchweht.

Wollten wir die Bibel verstehen unter Ausschluß des Übersinnlichen, so bliebe sie uns ein Buch mit sieben Siegeln. Man denke an all die Traumerscheinungen, angefangen bei den Träumen des Pharaos, welchem fette und magere Kühe die Ernteaussichten andeuteten, an die Träume Josephs, die Erzählung von der Hexe von Endor (1. Samuelisbuch); die auf 1200 Jahre vor Christus zurückreicht; denke an die Geschichte von Asmodi im Buche Tobias (9. Jahrh. v. Chr.), an die Begegnung des Eliphaz mit einem Geiste, in seiner versucherischen Rede an Hiob (Hiob 4, 12–16), des weiteren an das bekannte Gastmahl des Belsazar, eines babylonischen Königs (Buch Daniel 5); des ferneren an die Traumgesichte des Joseph von Nazareth (Matthäus-Evang. 1, 20) oder an das warnende Traumgesicht der Gattin des Pilatus (27, 19), an all die Augenblicke prophetischer Empfängnisse, wie sie Männern und Frauen des Alten und Neuen Testaments immer wieder zuteil wurden, eine Last, die sie nur unter Furcht und Zittern, unter dem Opfer ihres eigenen Willens tragen konnten.

Paulus, dem Apostelfürsten, wird Christus durch eine Lichterscheinung offenbar (Apostelgesch. 9); auf übersinnliche Weise werden Paulus und Silas im Gefängnis frei (16, 16–40); was schließlich die Welt der Engelmächte für die ganze Bibel und damit unabdingbar für unseren Christenglauben bedeutet bis hin zu jenem letzten Buch der Offenbarung des Sehers Johannes auf Patmos — welche eine Fülle und Breite, die uns Erich Schick in seinem Werk „Die Botschaft der Engel“ dargetan!

So kann kein Leser der Bibel der Beschäftigung mit dem Übersinnlichen entraten (wobei wir wiederum bewußt von all den Heilungswundern Jesu Christi, seinem Fernwissen, seiner ununterbrochenen Verbindung mit den jenseitigen Mächten und seinem göttlichen Vater in diesem Zusammenhang absehen).

Auch die Griechen und Römer des Altertums haben uns — nach Enno Nielsen — verblüffende Beispiele überliefert. Aus dem Mittelalter bezeugen übersinnliche Erfahrungen neben vielen anderen etwa Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Petrarca, Jeanne d'Arc, Savonarola, Paracelsus von Hohenheim, Hector Boethius;

aus Luthers Zeit Friedrich der Weise, Melanchthon, Pirckheimer und der Reformator selbst. (Luther)

79 26
Aus neuerer Zeit haben wir wiederholt schon Goethe beanspruchen dürfen. Aber auch Fichte, Hegel, Schopenhauer haben mit der Wirklichkeit des Übersinnlichen gerechnet. Aus der deutschen Romantik erwuchs das erste protokollarische und mild-kritische Werk, Justinus Kerners „Seherin von Prevorst“. Leider läßt das dauernde Ineinander von Persönlichem und Religiösem, Sittlichem und Moralischem, Kosmischem und Naturhaftem die Auswertung dieses seltsamen Buches für unsere Zeit nur in stark einzuschränkender Weise zu. Dem 19. Jahrhundert hat es immerhin den sehr bedeutsamen Dienst getan, wie eine einsam-warnende Stimme in den lauten Chor jener Zeitgeister hineinzurufen, die alle Geheimnisse zwischen Himmel und Erde, von denen sich die zünftige Schulweisheit nichts hat träumen lassen, materialistisch-mechanistisch erklären wollte.

Unsere Zeit belebt wieder das gefährliche Bestreben, alles Übersinnliche zu vergöttlichen, eine neue Offenbarungsquelle freizulegen. Davor wollen wir aufs strengste warnen und jeglichem scheinchristlichen Bemühen dieser Art uns verschließen.

Warum aber können wir heute die klärende Beschäftigung mit dem Übersinnlichen nicht ganz unterdrücken, so wenig wir sie fördern wollen? Hat nicht der zweite Weltkrieg, aus dessen Schatten wir noch kaum herausgetreten sind, mit seinem ungeheuerlichen Getöse, den Marschritten zahlloser Divisionen, den Kommandos und Signalen, den Todesschreien Millionen Sterbender, dem Schwirren der Fliegenschwärme, dem Donner der Artillerien, dem Zerknall der Bombenteppiche den Erdball in weitesten Himmelsstrichen so erdröhnen lassen, daß zwischen all den gewalthaften Dingen satanischer Lautstärke die leisesten Dinge, jene, die in der geheimnischwangeren Grenze der sichtbaren und der unsichtbaren Welt haften, die im Niemandsland zwischen Diesseits und Jenseits Ereignis wurden, kaum mehr vernehmbar waren?

Sie sind geschehen. Und darum sollen künftige etwaige Kriegschroniken nicht nur jene lauten vordergründigen Schlachttage festhalten, sondern auch jene Geschehnisse der „heiligen Unaufdringlichkeit“, die das unmittelbare Nahesein göttlicher Kräfte bezeugen, oft unwägbare, oft an der Schwelle zwischen Tag und Traum, manchmal aber wie jähe Blitze aus der Welt der Geister hereinleuchtend in unsere natürliche Welt.

Wer selbst solche Erlebnisse gehabt, weiß, daß sie zu den wichtigsten Minuten unsres Lebens gehören, weil sie den Vorhang lüften, hinter dem die verborgenen Fäden sichtbar werden, nach denen Gott der Herr unsere Schicksale verknötet und löst. Sie alle stammen

zwar aus der vieldeutbaren Sphäre des im Schweigen, im leisen Andeuten redenden Gottes, geben uns aber Wegweisungen und Erkenntnisse, die um Sternenhöhe alles überragen, was wir uns sonst immer aneignen konnten.

Sie machen uns gewiß, daß unser Leben bis ins kleinste hinein eingebettet ist in die geheimnisvollen Kräfte der Ewigkeit, die jetzt schon unseren Alltag durchwirken. Achten wir auf sie, so wollen wir also nicht die verbotene Tür zur Dunkelkammer des sogenannten Spiritismus aufstoßen. Aber wir wollen ein feineres Gespür bekommen für die verborgenen Fußspuren Gottes in unserem Leben und daraus eine Hilfe und Stärkung unsres Glaubens gewinnen.

Vom Geheimnis der Seele

Der niederdeutsche Dichter Friedrich Ernst Peters hat in seiner Dichtung „Tag, Schlaf und Traum“ dargestellt, wie sich die Seele des Menschen, von der Tagesarbeit müd gemacht, auf das Meer des Schlafes hinaustragen läßt, um dort die Segel kühner Träume aufzuziehen, dienstbar einem geheimnisvollen Steuermann:

Schlaf — und mit einem Male
wandelt das Leben sich schr,
streckt sich wie eine schmale
Halbinsel tief ins Meer.
Meer, wie die Blicke sich wenden,
Meer, das nicht enden kann,
und von allen Enden
rauscht die Unendlichkeit an.
Träume — verwegne Fregatten
preisen lockend ihr Ziel.
Irren nicht und Ermatten
kennt ihr gleitender Kiel.
Schon ist die Bordwand erklimmen,
Segel knattern im Wind.
Der Steuermann hat vernommen,
wo deine Wünsche sind.

(„Licht zwischen zwei Dunkeln“, S. 31.)⁶⁾

Wer ist der ungenannte Steuermann der verwegenen Fregatten des Träumens? Es ist die Seele, aus der all unsre Wünsche aufsteigen, den Willen antreiben, die Tat beherrschen — um oft erst im Traum das zu vollenden, was dem Tag versagt blieb; um dort märchenfernen Zielen zuzusteuern, zu denen die Seele im Wachbewußtsein keine ausreichende Schwungkraft besäße. Die Traumwelt ist gleichsam

der ausgesparte Raum völliger Freiheit, in dem die Seele so unbefangen schweifen kann wie nie in der Tageswelt. Leib und Seele bleiben die beiden Pole unsres eigenpersönlichen Selbst-Seins, die wir als ein undurchdringliches Ineinander zu verstehen haben. Wiederum ist der Leib kein von der Seele getriebener Robot; zwar kann er ganz unter die Botmäßigkeit seelischer Triebe geraten, ja sich darunter selbst verzehren; umgekehrt kann die Seele von den Trieben des Leibes so unterjocht sein, daß sie wegstirbt.

Wir sind der jungen seelenkundlichen Forschung dankbar, daß sie diese engste Verflechtung des Seelischen mit dem Leiblichen nachgewiesen, wie sich aber auch die ärztliche Forschung nicht mehr wehrt zuzugestehen, daß seelische Erkrankungen weitgehend körperliche Krankheiten nach sich ziehen. Darüber noch hinausgehend hat die Wissenschaft des Übersinnlichen nachgewiesen, daß Strahlungen der Seele sogar die Naturgesetze außer Kraft setzen, ja unmittelbar spukhafte Ereignisse verursachen, wobei man nicht nur an die weltberühmten Fälle zu denken hat, etwa jene Seherin von Prevorst, oder die Gottliebinn Dittus, oder jüngst Therese Neumann. Und wenn wirklich Therese von Avila oder der Heilige Johannes vom Kreuz oder Joseph von Copertino während ihres Betens in einen Schwebzustand gerieten, wenn wirklich die Angesichter gottver-sunkener Beter ein verklärtes Leuchten widerspiegelten, so ist auch all dies ein Zeichen für den Sieg des Seelischen über das Körperliche. Daraus erhellt schon, daß der Bereich des Seelenlebens unendlich größer und tiefer sein muß als all das Faßbare, was wir dem Wachbewußtsein der Seele zuschreiben. Was für unbegrenzte Kraftfelder birgt allein die Erinnerungsfähigkeit der Seele in sich!

So hat Augustin in seinen „Bekanntnissen“ ein hohes Lied des Erinnerns angestimmt: „Hoch über die Welt der Sinne erhebe ich mich auf meinem Wege zu Gott, und da komme ich auf das große Gebiet der Erinnerung, wo ein Schatz von unzähligen Bildern angesammelt ist, an dem ich weiter sammle, solange ich lebe. Vieles geht geradenwegs in ihn ein, vieles erst nach längerer Betrachtung, manches muß ich erst aus einer scheinbaren Verwirrung herauslösen. Vieles bietet sich mir in ununterbrochener Reihenfolge wie ein Ganzes. Endlich liegt alles nach seiner Art geordnet... Ohne die Sinne wieder zu Hilfe zu nehmen, kann ich diese Bilder wieder in mir hervorbringen... So sind Himmel und Erde mit allem, was darin ist, in der Erinnerung unerforschem Raum enthalten... Ja, groß und unbegrenzt, mein Gott, ist die Macht der Erinnerung; wer kann sie ergründen? Eine Kraft in meiner Seele ist sie und gehört mit zu meinem Wesen, und doch vermag ich nicht ganz zu fassen, was ich selbst bin. Denn die Seele kann nicht alles begreifen, was sie selbst

besitzt. Doch wenn sie auch nicht weiß, wo es alles ist, so ist es doch alles in ihr selbst und nicht außerhalb...“

Im Traum herrschen die Erinnerungsbilder der Seele; darum liebt die Seele Nacht und Traum, wie es unsre Dichter zu singen nie müde wurden. Das großartigste Zeugnis dürften noch immer die „Hymnen an die Nacht“ des frühvollendeten Novalis sein. „Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht —“, denn der Nachtgeweihte darf erst in „heiligen Schlaf versinken“, der das Erwachen des Geistes bewirkt! „Heiliger Schlaf — beglücke nicht zu selten der Nacht Geweihte — in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Toren verkennen dich und wissen von keinem Schläfe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung mitleidig auf uns wirfst... Sie ahnen nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgetrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote“. Darum... getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz.“

So ist die Seele Herrin, ja Königin der Nacht — man entsinne sich des Sonettenkranzes von Joseph Weinheber —, weil sie über alle Bewußtseinsstufen, vom wachen Zustand über alle Schattierungen des Halb-Bewußten, des Unter-Bewußtseins bis zum Unbewußtsein verfügt. Das Wachbewußtsein hat man dem Gesamtbereich der Seele gegenüber verglichen wie die schmale Spitze eines schwimmenden Eisberges in ihrem Verhältnis zur unsichtbaren Masse des Eises (H. Martensen-Larsen)!

Sollte es demnach noch glaubhaft sein, daß Gott der Schöpfer all diese unendlichen Kraftfelder der Seele völlig auslöscht, wenn unser eigenpersönlicher Tod uns überfällt? Das widerspräche aufschärfste dem Grundgesetz des ganzen Lebens, nach dem alles, aber nun auch wirklich alles auf *V e r w a n d l u n g* hin geschaffen ist, immerfort an sich Verwandlung erlebt, ja aus Verwandlungen her stammt!

Fragen wir in diesem Kernpunkt der übersinnlichen Klärungsversuche die Bibel, so antwortet sie uns mit der von Gott selbst eingegebenen Weisheit: auch die Seele des Menschen ist nichts durch und durch Auslösbares. Sie wird verwandelt werden. Sie wird das Grundgesetz der göttlichen kosmischen Schöpfung an sich erfahren! Daher ist es für uns Christen der armseligste ‚Glaube‘, wenn man dem Leichtsinn nachschwätzt: „Mit dem Tod ist ja doch alles aus.“ Vielmehr bekennen wir uns im Sinn der Bibel zu dem alten Vergleich, nach dem die Seele ihre vorbemessene Strecke auf den Strom des Todes zuläuft, von ihm zwar unterbrochen wird, — aber jenseits des Todesstroms die noch unbestandene Strecke des seelischen Lebens weiter in jenes Land führen wird, da wir geläutert werden von einer Klarheit zur andern.

Das Zwischenreich

Erich Schick hat in seinem Büchlein „Vom Zustand nach dem Tode“ den biblischen Befund dargeboten, auf den alle unsre bisher behrührten Fragen immer deutlicher zudrängen. Dieser Befund sei im Folgenden kurz nachgezeichnet.

Zunächst halten wir fest: die Bibel gibt uns nicht die Schlüssel zu allen Weisheiten, sättigt nie unsere Neugier; nur „stückweise“ (1. Kor. 13, 12) läßt sie uns erkennen, aber alles, was wir so erkennen dürfen, verknüpft sie aufs engste mit der Person Jesu Christi als des Auferstandenen: unter seiner Herrschaft muß der gesamte gegenwärtige Weltzustand von einem völlig neuen Zustand abgelöst werden, in den der jetzige hineinverwandelt wird. (1. Kor. 15, 42–44 u. a.).

Das Datum dieser letzten Weltverwandlung können wir nicht bestimmen, es ruht im Schoße des göttlichen Vaters. Zwischen unserem persönlichen Sterbetag aber und jenem Tage der Wiederkunft Christi zur Vollendung seines Endreiches ist noch immer die Kluft anwachsender Jahre und Jahrhunderte — vielleicht Jahrtausende. Sagt uns die Bibel etwas über diesen Zwischenzustand, in dem wir jetzt unsre Toten wissen? Was ist es weiter um die ‚Wolke von Zeugen‘, unsre Glaubensbrüder, die uns längst vorangingen (Hebr. 12, 1)? Was endlich besagt die seltene Erinnerung an die Seelen der Märtyrer ‚unter dem Altar‘, und worin besteht ihr ‚Ruhens‘? (Offenbarung Johannis 6, 9).

Ohne Zweifel rechnet die Bibel mit einem solchen Zwischenzustand, einem Zwischenreich der schon Entschlafenen bis zum Ereignis der noch ausstehenden Weltvollendung: es ist ein ‚Entkleidetsein‘ (2. Kor. 5, 4), aber die neue Leiblichkeit der Auferstehungswelt ist noch vorhanden. Dieser Zustand ist für die im Glauben Entschlafenen schon ein Daheimsein beim Herrn — aber noch nicht der Vollbesitz der Seligkeit, deren sie harren wie die Seelen jener Märtyrer.

Zwischen den uns Vorangegangenen und unserer hiesigen Welt besteht jedoch ein verborgener Zusammenhang; Christus ist jetzt schon der Herr über Lebendige und Tote. Durch diesen seinen Herrschaftsanspruch sind wir Ihm wie unseren Toten verbunden. Aber wir hören wohl auch Jesu Wort vom ‚Heulen und Zähneklappen‘ (Matth. 13, 42), nach dem es im Zwischenreich ein qualvolles Draußen geben muß, ein Ausgeschlossenensein vom Vaterhaus Gottes. Besonders wichtig für unsere übersinnlichen Blickpunkte ist aber, daß die Bibel noch ein Hereinragen und Hereinwirken aus dem Zwischenreich in unsre sichtbare Welt ausspricht (Matth. 27, 52).

Auch ist die Geisterschlacht zwischen den Engeln des Satans und den Engeln Gottes, die unsre ganze Weltgeschichte durchwirkt, noch nicht ausgekämpft. Das Zwischenreich ist der Ort der Läuterungen, der Zubereitung zu höheren Diensten im Reich Gottes. Auch dies Ringen muß einmal sein Ende finden.

Aber es ist ja noch im Gange; daher wirken die Entschlafenen in unser Leben nicht ohne weiteres segnend ein; Blumhardt hat damit gerechnet, daß die unselig Verstorbenen beunruhigend, verwirrend auf die Nachlebenden einwirken (im Blick auf Zauberei, Abgötterei u. ä.).

Daß sie frei sind von der alten Leiblichkeit, könne sie gerade um so tätiger machen auf dem Kampffeld des Geistes und der Geister. Denn böse Geister haben den Drang nach Verleiblichung in sich, wollen unter Menschen wohnen (die Besessenen des Neuen Testaments!). Darum ziemt uns das Ringen um den Geist der Furchtlosigkeit gegenüber dem Zwischenreich; wir dürfen uns geborgen wissen unter dem Schutz der Engel Gottes.

Hüten wir uns also vor Übertreibungen und Verkündigungen nach beiden Seiten: die Abgeschiedenen sind, soweit sie im Glauben heimgingen, noch nicht den Engeln Gottes gleichgeordnet, noch die ungläubig Verstorbenen dem Reich des Teufels übergeben. Alles ist noch im Zwiellicht. Gott hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Es ist auch im Zwischenreich noch nicht ‚aller Tage Abend‘, und die ewige Welt Gottes ist den Heimgegangenen noch nicht strahlend enthüllt, sondern erst „matt erhellt“ (H. Martensen-Larsen).

Bleibe eine letzte Frage, die auch uns im Blick auf die unzählbaren Toten des zweiten Weltkrieges bedrängt: Können wir Lebenden auf unsre Toten einwirken? — Die Bibel hat das Gebet für die Toten weder geboten noch verboten. Und so haben die größten Schüler der Bibel, Luther etwa und Blumhardt, sich des Betens für die Toten enthalten.

II

AHNUNGEN

Gedankenübertragungen

Johann Gottfried Herder hat in seinem vergessenen Gedicht „Christ am Felsen“ ausgesprochen, was es um das Geheimnis der Gedanken ist: „Was sind Gedanken in dir, als Abbildungen dessen, was von außen du vernimmst und in dir ordnest?“ Sie sind also ein Echo alles dessen, was von außen an uns herantritt und ununterbrochen die Vorgänge des Durchdenkens hervorrufft.

Aber nicht nur an der Welt der Erscheinungen nährt sich unsere Gedankenkraft; sie kann durch Gedanken, die an uns herankommen, immer wieder entzündet und bereichert, aber auch verstört und krank werden. Darum ist der Umgang mit unseren und mit fremden Gedanken eine so wichtige, der Zucht reinen Willens zugeordnete ~~Außerung~~ ^{Außerung} unseres Lebens. „Es scheint, Gedanken lassen sich durch Gedanken locken, und unsere Geisteskräfte müssen, wie die Saiten eines Instruments, durch Geister gespielt werden.“

Damit hat Schiller im Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine auf den verborgenen Hintergrund der Gedanken gedeutet: Wer ist es, der auf dem feinen Instrument unsrer Gedankenwelt spielt? Ist es unser Geist? Oder Gottes heiliger Geist? Oder sind es die Geister großer Dichter und Denker? Ist es der immer umschlägige Zeit-Geist oder sind es die Geister der dämonischen Welt? — All dem steht unsre Gedankenwelt grenzenlos offen, zu jeder Hingabe bereit.

Aber nun ist das Erstaunlichste, daß wir über unsere Gedankenwelt nicht selbstlich verfügen, sie nicht für uns abkapseln können; sie ~~wirkt~~ ^{wirkt} in anderer Menschen Leben hinein, unsichtbar, oft genug

unföhlbar — und kann dennoch ein Nährstoff, aber auch ein Giftstoff fremder Seelen sein.

Das erlärten die Gedankenübertragungen, die gerade zwischen sich Nahestehenden immer wieder erlebt werden. „... Denn unumschränkt fliegt der Gedanke über Meer und Lande, erreicht sein Ziel, so schnell er es nur denkt.“ (Shakespeare, Sonett).

Ganz wörtlich: so schnell wir denken, in der nämlichen Sekunde haben die Kabel von Seele zu Seele schon ihre Arbeit getan und schalten unsere Gedanken in das Gedankengewebe eines anderen ein. Das gilt — Gottlob! — nicht in Bausch und Bogen; aber doch wohl viel häufiger, als uns selbst zum Bewußtsein kommt.

Als Schüler lernte ich einen Bauernjungen kennen, der mir durch seine zeichnerische Begabung auffiel. Nach 22 Jahren mußte ich an einem bestimmten Tage zu meiner eigenen Überraschung wieder an ihn denken. In der Zwischenzeit hatte ich ihn völlig vergessen, da ich ihm nie wieder begegnet war. Am nächsten Tag kam ein Brief von meinem Bruder und berichtete, jener Junge, inzwischen Soldat geworden, sei ganz unvermutet bei ihm aufgetaucht und habe sich nach mir erkundigt.

Frau A. S. denkt eines Morgens an eine frühere Freundin, die, ehemals reich, jetzt verarmt in L. lebt. Sie spinnt ihr Gedenken zu dem Wunsch weiter aus, deren vermöglicher Vetter im Ausland möchte doch kommen und jetzt, nach dem Kriege, der Freundin helfen, vielleicht sogar mit ihr einen Besuch in N. bei Frau A. S. machen. Jedoch stand sie seit vielen Jahren in keiner Verbindung mehr mit jener Freundin. Eine Stunde nach diesem Gedankenruß an die ferne Freundin kommt ein Brief von ihrer Hand und lädt Frau A. S. ein, sogleich ins Grand-Hotel zu kommen, wo sie mit ihrem Vetter eben Wohnung genommen habe.

Hier möge ein Erlebnis festgehalten sein, bei dem hinter der nur menschlichen Gedankenverbindung die Leitung des höheren, des Heiligen Geistes sichtbar wird. Direktor D. in N. muß eines Tages während seiner Arbeit im Büro ganz stark an einen jungen Mann H. W. denken, den er vor knapp 2 Jahren kennen gelernt, aber ganz aus den Augen verloren hatte. Eine innere Stimme sagt ihm: „Bete für H. W.“ So geht er unverzüglich in seine Wohnung und zieht sich zum Gebet zurück.

Am gleichen Tage steht H. W. vor seiner Tür und beichtet, er habe wegen einer schweren Verfehlung aus Furcht vor Strafe gestern Selbstmord begehen wollen, Stuhl und Strick schon bereit gelegt, um sich zu erhängen — da habe eine Stimme ihm laut zugerufen: „Tu es nicht, gehe zu Herrn D.“ Und so kam es zum Bekenntnis

seiner Verfehlung auf dem Schwarzen Markt und darüber hinaus zu einer Freilegung anderer Entgleisungen. H. W. unterzog sich dann willig der Strafe seines irdischen Richters. Seine Seelengeschichte ist damit noch nicht zu Ende erzählt, und sie wüßte von weiteren Finsternissen. Aber das gehört zu den verborgenen Büchern unseres Gottes, deren Öffnung wir getrost Christus dem Erlöser überlassen dürfen.

Eingebungen

Auch Gedanken können zu den unsichtbaren Boten Gottes werden, die uns vor Gefahren des Leibes und der Seele schützen. Solche Gedanken sind dann wie Gäste aus der jenseitigen Welt, die unauffällig kommen und gehen — weh dem, der sich ihrem behutsamen Wink verschließt und den Segen verschüttet, wann immer er uns dargereicht wird!

Eingebung
1) Der Lehrer H. R. in R. hat nachts zwischen 12 und 2 Uhr auf einem unbeleuchteten Kasernenhof Wachdienst zu tun. Es ist völlig finster, weder Mond noch Sterne leuchten. Nachdem er bereits mehrmals seinen vorgeschriebenen Gang gemacht, ist es ihm plötzlich, als veranlasse ihn ein fremder Wille, an einer bestimmten Stelle innezuhalten und still zu stehen, mit der Hand ohne ersichtlichen Grund den Boden vor seinen Füßen abzutasten; die Hand fühlt aber keinen Boden, keinen Grashalm, keine Betonkante, sie greift vielmehr in eine gähnende Tiefe. Am nächsten Morgen erkennt er, daß hier der Deckel eines großen Einsteigeschachtes versehentlich offen geblieben war. Um Haaresbreite wäre er hineingestürzt, hätte er nicht dem verborgenen Willensantrieb gehorcht.

2) Der Soldat W. aus L. steht in Cherburg in schweren Invasionskämpfen. Ein plötzlicher innerer Wink veranlaßt ihn, seine Waffe und mehrere Kästen Munition in eine größere Entfernung beiseite zu legen, als er es sonst zu tun pflegte. Kaum 5 Minuten später kommen überraschend Tiefflieger und greifen an. Er wird nur leicht verwundet, wäre aber — nach eigener Aussage — „unbedingt völlig zerrissen worden“, hätte er nicht jenem Wink gehorcht.

3) Der Gatte von Frau M. R. in N. lernt als Soldat einen Priester der russisch-orthodoxen Kirche kennen, während er in Rußland liegt. Er schreibt mehrmals von jenem Priester nach Hause, nennt auch dessen Namen. Und dann ist der Gatte jahrelang vermißt. Frau R. ist eines Tages unterwegs, einen Besuch zu machen. So geht sie

durch die inzwischen von Rußlandflüchtlingen überfüllte Stadt, schlägt aber, mitten auf dem Weg, gegen ihre Willensabsicht, „plötzlich einem unwiderstehlichen Gefühl folgend“, genau die entgegengesetzte Richtung ein. In ihr kämpfen die Gefühle — dann aber gehorcht sie der augenscheinlich so törichteren Eingebung, läßt sich vom Strom der Menschen weiterrücken, gelangt in ein Haus, in dem sie Rußlandflüchtlinge beherbergt weiß, ohne diese je gesehen zu haben. Sie steigt bis zu einer Dachkammer empor, liest fremde Namen, klopft, ein russischer Priester tritt ihr entgegen; sie stellt sich vor, worauf er ein Erstaunen zeigt: er kannte einen deutschen Soldaten namens R; mehr noch: er ist jener Priester, von dem R. geschrieben hatte!

4) Der Soldat N. in H. war sehr lange nicht mehr in Urlaub heimgekommen. Obendrein schrieb er seiner Mutter aus Sizilien: „An Urlaub nicht zu denken bis auf weiteres!“ — Eines Dezembertages aber wacht die Mutter so fröhlich auf wie lange nicht mehr, und sagt allen Verwandten und Nachbarn immer wieder: „Heute kommt mein Junge!“ Niemand glaubt es; sollte sie einem Wahn zum Opfer gefallen sein? Es lag kein Brief vor. Sie läßt sich nicht beirren, rüstet alles zum Empfang, richtet die Liebesspeise des Sohnes. Am späteren Nachmittag meldet er durch Fernruf, daß er schon am Bahnhof in H. stehe, da er, völlig unerwartet, Heimaturlaub erhalten habe.

5) Weit häufiger stammen solche Eingebungen aus dem Wunderland der Träume. Ein aus älterer Zeit berühmtes Beispiel sei hier noch einmal erwähnt. Als Georg Friedrich Händel sein Oratorium „Der Messias“ zu Ende führen wollte, ermattete die Eingebung des Tonsetzers. In einem Traum aber wurde ihm jener unvergleichliche Schlußchor geschenkt, den er sogleich nach dem Erwachen niederschreiben begann und der zu den Höhepunkten der Kirchenmusik zählt.

6) Frau M. B. in N. träumte im Sommer 1946, sie gehe spazieren und sähe am Wegrand zwei Engel stehen. — Jener Tag ging ohne etwas Auffälliges vorüber. Am späten Nachmittag aber fuhr ihre Schwester mit ihrem Enkelkind auf einem Pferdefuhrwerk in den Wald; die Pferde scheuten, so daß die beiden Menschen herabgeschleudert wurden und unter die Pferde zu liegen kamen. Augenblicklich aber standen die Pferde, wie von unsichtbaren Gewalten festgehalten, auf der Stelle still, so daß die Frau mit ihrem Enkelkind fast unversehrt geborgen werden konnte. — Sollten nicht auch die Augen der Tiere etwas von den Gestalten der Engel sehen dürfen, wenn sie da und dort „in den Weg treten“ (4. Mose 22, 22)?

Lesen - Frauen
Träume können Engelsdienste tun. Als 1943 durch die Einberufungen der Lehrer kleinere Landschulen mehr und mehr zusammengezogen wurden, mußten die 14 Schüler des unterfränkischen Bergdörfchens V. zur täglichen Unterrichtszeit auf einem Lastwagen-Anhänger ins Dorf St. hinunterfahren. Die Fahrstraße ist steil und gefährlich gewunden. Da träumte meine Konfirmandin M. T., der Lastwagen, den die Schüler täglich benutzen, läge mit Achsenbruch an einer Windung der Straße im Graben. An jenem Morgen erzählte das Mädchen ihren bösen Traum den Kameradinnen, die auf der Landstraße auf das Auto warteten. Daraufhin hat niemand Mut, das Auto zu besteigen; diesmal gehen sie alle zu Fuß den fast zweistündigen Weg zu Tal — und finden unterwegs tatsächlich den Lastwagen auseinandergebrochen im Straßengraben liegen. Er war, gegen den Willen des Fahrers, mit Säcken zu schwer beladen worden. Alle Schüler blieben gerettet.

habituell
Frau M. W. in N. lag in schwerer Krankheit, vom Arzt aufgegeben. In todähnlicher Ermattung liegend träumt sie, an einem Tore zu stehen, durch das hindurch der Blick auf einen freien Platz falle. Dort erkennt sie ihren verstorbenen Vater, der mit der Sprache der Gebärden ihr abwinkt, als sie sich ihm nähern will; es ist, als schiebe er seine Tochter von sich, noch ehe sie ihn umfassen konnte. — Die Todkranke erwacht und wird gegen alles Erwarten wieder gesund. Sie lebt heute noch in hohen achtziger Jahren. Aus jenem Traum gewann sie die Stärkung zu neuem Lebensmut, weil ihr die Stunde des letzten Aufatmens noch nicht gekommen war.

*Witz
aufgeh*
Handelt es sich um Tiere, so wollen wir das Wort ‚Eingebung‘ nicht auf sie gemünzt wissen. Aber Ahnungen, die ihnen zuteil werden, sei es zu ihrem eigenen Heil oder zum Heil mit ihnen lebender Menschen, sind nicht mehr abzustreiten. Im Jahre 1927 bemerkten die Gebäudeaufseher des österreichischen Parlamentsgebäudes in Wien, daß viele Hunderte Taubenpaare, die bisher ihre Nester in den steinernen Verzierungen des nahe gelegenen Justizpalastes hatten, zum Parlament übergesiedelt waren, wo sie sich neue Nester bauten. Was konnte die Tauben veranlaßt haben, wegzuziehen, wo sie doch seit Jahrzehnten an den Gesimsen des Justizpalastes genistet hatten? Man fand nichts. Schließlich aber beschlossen die Stadtväter, die Tauben wieder zu vertreiben, um das Parlamentsgebäude wieder rein, unentstellt von ihren Spuren, darbieten zu können. An einem Freitag sollte damit begonnen werden — demselben Freitag, an dem der Justizpalast in Flammen aufging, vor denen sich die Tauben noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten.¹⁾

Böse Ahnungen

Welch eine unheimliche Machtfülle birgt die Erinnerung! Sie kann das Verborgenste ans Licht ziehen, kann uns Augenblicke, Gespräche, Taten, Verknotungen der Schicksalsfäden wiedergeben, als wäre die Spanne der Jahre ein leicht verwischbarer Hauch, ein Schatten gegenüber dem unverrückbaren Felsen des Gedächtnisses. Aus der Erinnerung Meer können winzige Einzelheiten wie schillernde Bläschen aufsteigen, um nach kurzem Glänzen wieder ins ungestaltete Nichts zurückzusinken. Sie können auch der gefährliche Nährboden böser Ahnungen werden; es wohnt ihnen eine rückstrahlende Kraft inne, die sich auch der Zukunft bemächtigen und Menschenseelen einem dunklen Banne ausliefern kann. Darum ist es unzureichend, die Erinnerung nur als „die lieblichste Würze der Welt“ zu preisen, wie es Goethe in einem Epigramm aus Venedig getan; darum sehen wir in ihr beileibe nicht nur „das einzige Paradies, woraus wir nicht vertrieben werden können“ (Jean Paul).

Ein Heimkehrer aus dem zweiten Weltkrieg klagte seinem Arzt, er könne seiner alltäglichen Arbeit nicht mehr nachgehen. Er werde immer wieder durch Bilder von Szenen überfallen und gequält, die sich auf einem untergehenden Dampfer abspielten. Dieses Schiff, gegen Ende des Krieges auf hoher See ohne jeden Schutz unterwegs, wurde mit zwanzigtausend Menschen, teils Soldaten, teils fliehender Zivilbevölkerung, weitaus überladen; kurz nach Eintritt der Dunkelheit torpedierte es ein feindliches Unterseeboot. Es kam zu furchtbaren Auftritten. Das elektrische Licht versagte, die wenigen Rettungsboote kenterten, da sich zu viel Menschen hineinstürzten. Die schnell eingerichtete Notbeleuchtung wurde sogleich durch außer sich geratene Frauen wieder zerstört. In dieser Lage versuchte der Heimkehrer, der damals Offizier war, zusammen mit einem Kameraden die Disziplin dadurch wieder herzustellen, daß er eine Reihe dieser Frauen erschöß. Es geschah mit der Pistole aus nächster Nähe. Die Bilder jener Augenblicke, in denen die Frauen, manche mit Säuglingen auf dem Arm, zusammenbrachen, auf den Gesichtern jene leicht erstaunte Wehmut spiegelnd, die er von Exekutionen an Kameraden schon kannte, zu denen er kommandiert war, — diese Bilder lassen ihn nicht mehr los. Er meint sich insonderheit vorwerfen zu müssen, daß er bei dem ganzen Vorgang gar nichts empfand als die leicht gespannte Erwartung auf jenen merkwürdigen Zug im Gesicht der von ihm Niedergeschossenen, sonst keinerlei Gemütsbewegung oder Erregung. Er selbst gehörte zu den etwa zweihundert Geretteten, was dem Umstand zu danken war, daß

er als Flieger eine Schwimmweste auf dem Leib trug; deren phosphoreszierende Imprägnierung machte nachts noch ein Torpedoboot auf ihn aufmerksam, das ihn in bewußtlosem Zustand auffischte. Es liegt am Tage, daß hier der Hammer des Gewissens seine Sprache unüberhörbar mitspricht, ja es ist, als mache er sich die rückstrahlende und zugleich vorwärts, auf den Jüngsten Tag ausstrahlende Kraft der Erinnerung dienstbar, der vor dem letzten Richter auch das Dunkelste freilegen wird, was auf Erden ohne Zeugen und Richterspruch scheinbar, nur scheinbar dem Schweigen der Vergessenheit anheimfiel.

Telepathie
Vorahnungen kommenden Unheils können schon Kindern zuteil werden. Als Kind hatte Frau M. R. in N. solch eine Schrecksekunde; ihre Mutter hatte sich fröhlich von ihr verabschiedet. Kurz darauf überfiel sie unbeschreibliche Angst um ihre Mutter. Diese Angst war durch keine Ursache irgend erklärbar. Später erfuhr das Kind, daß zu dieser Zeit seine Mutter gestürzt und bewußtlos liegengelieben war.

Wahrnehmung
Lebensschicksal
Hierher gehören auch Ahnungen vergangenen Unglücks. Die weltberühmte Schauspielerin Eleonore Duse stieg auf einer Gastspielreise in einem Hotel ab, konnte aber keinen Schlaf finden. Sie hat noch in selbiger Nacht um ein anderes Zimmer, da sie um ihr Bett her dunklen Rauch und Flammen sähe, wie sie dem herbeigerufenen Gastwirt erklärte. Dieser erfüllte den Wunsch sofort und berichtete, daß in jenem Bett in der Nacht zuvor ein fremder Gast sich erschossen habe.

2)
C. H. in H. erzählt: Meine Freundin mußte umziehen, kann aber in ihrem neuen Schlafzimmer durchaus keinen Schlaf finden. Es ist ihr oft unheimlich, obwohl keinerlei Hinweise zuhanden sind. Sie erfährt dann, daß der frühere Mieter in diesem Raum sich erhängt habe. Darauf räumt sie um; in einem anderen Raum findet sie den erhängten Schlaf.

Telepathie
Die Bäuerin E. G. in W. arbeitet im Herbst 1942 auf dem Felde; plötzlich, ohne durch irgendeinen Brief, eine Radionachricht o. ä. ängstlich gemacht, fühlt sie sich gezwungen, sofort ihre Arbeit liegen zu lassen, von furchtbarer Sorge um ihren Sohn in Rußland „wie gelähmt“. Sie zieht sich in einen schmalen Graben neben ihrem Feld zurück und betet sogleich für diesen Sohn. Lange Zeit später schreibt er ihr, er sei an jenem Herbsttag in schwerster Lebensgefahr geraten dadurch, daß sein Unterstand von Russen in Brand gesteckt worden und er nur „durch ein Wunder davongekommen“ sei. Die Mutter hatte sich den Tag gemerkt; die Daten stimmten genau überein.

Psychik
Pflanzengattung
Luise Ullrich berichtet in ihrem Erinnerungsbuch „Sehnsucht, wohin führst du mich?“ ein Beispiel, wie südamerikanische Naturvölker von bösen Ahnungen erfüllt werden, wenn — der Bambus, eine Pflanzengattung der Gramineen, blüht: „Die Einheimischen haben schon lange vorher gewußt, daß dieses Jahr ein Erdbebenjahr werden würde. ‚Der Bambus blüht!‘, so ging der Spruch von Land zu Land, und alle erschrakten. Der Bambus blüht nur vor großen Katastrophen. Kurz darauf bebte die Erde in Chile, verwüstete Landstriche und vernichtete Städte zurücklassend. Und die ganze Westküste des Kontinents bebte mit und kann nicht mehr Ruhe finden. Am nächsten Tag scheint die Sonne. Alles geht seinen gewohnten Gang weiter. Ich vergesse das sonderbare Gefühl (des miterlebten Erdbebens) und fühle mich wieder sehr sicher und stark. Man vergißt so schnell . . .“⁹⁾

Zumeist aber vermitteln sich böse Ahnungen durch Traumbilder, die immer wiederkehren können. Dunkle Wasserfluten, die man nicht zu durchschreiten wagt, böartige Tiere, Wunden des Körpers können solche Traumzeichen sein. Das Traumbild blutiger Zähne, die ich mir selbst aus dem Mund nehmen mußte, hat mir mehrmals schlimme Nachrichten vorangemeldet: so wachte ich vor wenigen Jahren an diesem üblen Traum auf und erfuhr eine Stunde später durch den Fernruf eines kaum seiner Sprache mächtigen, völlig verzweifelten Mannes, er habe eben an diesem Morgen versehentlich seine Frau erschossen, da er auf einem Brett ausglitt, von dem aus er einen Raubvogel über seiner Hühnerfarm hatte abschießen wollen. — Ein andermal, als ich das gleiche Traumbild sah, verging der Tag ohne Schrecken; abends aber kam ein Amtsbruder, um mir zu berichten, daß zwei führende Persönlichkeiten unsrer Kirche durch einen Autounfall ums Leben gekommen seien.

Psychik
Wahrnehmung
Ein Tierbändiger, der gewohnt war, Vorstellungen mit Löwen zu geben, träumt, seine Hand sei von Krallen zerkratzt. Trotzdem wagt er wie allabendlich seine Vorstellung zu geben — und es geschah nichts! Da nimmt er sich vor, am späten Abend noch seiner Mutter zu schreiben, Traumahnungen seienbarer Unsinn. Indem er nach dem Schreibpapier greift, wird eine neben ihm stillsitzende Katze durch das Rascheln des Papiers nervös, zerknüllt das Blatt und zerkratzt dabei die Hand des Mannes so, daß er sie verbinden mußte — wie er im Traume vorhergesehen.

C. R. in N. träumte: ihr Schwager gehe auf sie zu, um ihr eine lebensgefährliche Reise anzukündigen. — Die Frau wußte mit dem Traum nichts anzufangen. Nach einigen Monaten bekam sie eine behördliche Mitteilung, meldend, jener Mann sei, auf einem anderen Erdteil,

verschleppt worden mittels eines Schiffes. Er gehe einem schweren, völlig unsicheren Schicksal entgegen.

Telepathie
Bedeutsam ist folgendes Erlebnis einer thüringischen Bäuerin, die mitten aus gesundem Schlaf heraus hellwach wurde, um erst dann eine klare Ahnung zu empfangen, also nicht durch Vermittlung eines Traumes: Es war im Februar 1942. Plötzlich wach, springt sie erschreckt aus dem Bett und ruft mehrmals: „Unser Junge! Ich glaube, er stirbt!“ Ihr Gatte beruhigt sie, erinnert daran, daß der Sohn ja nicht vor dem Feind, sondern bei einem harmlosen Fährlehrgang in Frankreich eingesetzt sei. Die Bäuerin kommt aber aus ihrem Zittern noch lange nicht heraus. Später schrieb ein Bauernsohn des Nachbardorfs, der ‚zufällig‘ dem gleichen Fährlehrgang zugeteilt war, daß seine Leute in jener Nacht beinahe im Meer ertrunken wären. Die Mutter schrieb diese Andeutung wiederum ihrem Sohn, worauf er antwortete: „Gern hätte ich euch alles zu erzählen erspart. Aber jetzt sollt ihr auch alles wissen. Trotz sehr stürmischen Wetters mußte unsere Fähre aufs Meer hinaus. Nahe beim Golf von Biscaya kamen wir in arge Seenot zwölf Stunden lang, weil wir in große Eisschollen eingeklemmt wurden und weder vorwärts noch zurück konnten. All unsre Notsignale blieben erfolglos. Wir hatten mit unserem Leben abgeschlossen. Ich betete zum Herrn für meine Seele und dachte an Dich, liebste Mutter. Immer mehr Wasser drang eisig auf uns ein. In letzter Minute erst kam ein französischer Schlepper heran und rettete uns alle vor dem Tod . . .“

Berlin
Viel seltener ist die merkwürdige Gabe, das bevorstehende Sterben eines Menschen in dessen Gegenwart vorauszuahnen. Aus früherer Zeit ist Emanuel Swedenborg, der Geisterscher aus Stockholm (1688—1772), um dieser Begabung willen unvergessen. Aber auch aus dem zweiten Weltkrieg kann ein solches Beispiel erwähnt werden, das L. S. in H. berichtet. Einige Offiziere sind beisammen; einer unter ihnen behauptet, er könne es seinen einzelnen Leuten ansehen, wenn dieser oder jener nicht mehr lebend aus einem Gefecht heimkehre. Einer des Offizierskreises wirft ein: „Alles nur Vorherbestimmung! Ich wollte mir eine Pistole laden und abdrücken — wenn es nicht sein soll, muß sie augenblicklich versagen!“ Und der Frevler wagt es, hält die Waffe an die Schläfe, drückt ab — sie versagt ihren Dienst. Da sagt der erstere Offizier bedeutsam: „Ich wundere mich, Herr . . ., daß es eben nicht losging, denn ich habe Ihnen angesehen, daß Sie fallen!“ Der Angeredete erblaßt bis unter die Haarwurzeln und verläßt sofort in bösem Schweigen den Kreis. Unterwegs aber wird er erschossen; irrtümlich, wie die Untersuchung ergab.

Warnungen

Carl Ludwig Schleich hat das Unterbewußtsein, auf dessen Ebene sich die Träume wie auf einer ‚matt erhellten‘ Bühne abspielen, ungeschrieben als ein „dunkles Wort mit einem tiefen Sinn, eine dämmernde Ahnung von Dingen in uns, für die wir noch keinen Namen haben, ein Gefühl für geheimnisvoll schwebende Schatten, für etwas dämonisch in uns Herrschendes, dem wir nicht ins Auge sehen können.“

Dennoch kann dies „dunkle Wort“ zuzeiten erhellt sein, ja uns eine ganz klare Warnung übermitteln und zwar in der Form des Wortes, einer plötzlich erinnerten Schriftzeile oder eines Ereignisses. Es kann dies „dunkle Wort“ ein Wink unsres Gottes sein, uns in letzter Gefährdung zu retten, wann immer er will, weil ja er, „der alles in seiner Gewalt hat, mein Ratgeber, Tröster, Schutzherr, Helfer ist, der Himmel und Erde und alles, was darinnen ist, aus geringerem Ding denn ein Stäublein geschaffen hat, nämlich aus Nichts, dem alle Kreaturen, Engel, Teufel, Menschen, Sünde, Tod unterworfen sind. . .“ (Luther zu Psalm 23).

Ist also Gott ein Herr aller Dinge, so ist er auch ein Herr der Botschaften und Warnungen, die im Wachbewußtsein oder im Traume Menschen und Tiere überkommen. Es ist uns freilich nicht von Schaden, wenn wir auf die Abmahnung hören, welche Jesus Sirach ^{kap. 24} knapp zweihundert Jahre vor Christi Geburt in seinem Weisheitsbüchlein aus Ägypten uns hinterließ: „Narren verlassen sich auf Träume . . . Wer auf Träume hält, greift nach dem Schatten . . . will den Wind haschen . . . Träume sind nichts denn Bilder ohne Wesen . . . sind nichts und machen doch schwere Gedanken, betrügen viele Leute.“ Aber damit hat er doch nur eine Seite der Sache gesehen. Gerade die Bibel ist ja Kronzeugin für die oft so tröstliche Gewißheit, daß Gott durch Träume redet und rettet, warnt und straft. So ist Joseph samt seiner Familie durch einen Traum vor den Häschern des Herodes bewahrt geblieben (Matth. 2, 13; vergl. dazu 1. Mose 28, 12; 31, 10, 24; 37, 5—11; 1. Kön. 3, 5; Daniel 7, 13). Unsere alt-deutsche Sprichwortweisheit gab dieser Erkenntnis derb-treuerzigen Ausdruck:

Ob gleich vil Traum geschehn ohn Ernst,
so warnen sey doch offt von fernst.

Telepathie
R. H. in A. schlief mit mehreren Geschwistern im oberen Stock des Großelternhauses. Dort oben brannte abends eine Petroleumlampe, auf einem Zigarrenkistchen abgestellt; jeden Abend verabschiedete sich die Großmutter nach dem Abendgebet von ihren Enkeln, um

sich im unteren Stock zum Schlafen zu legen. Eines Nachts wird sie plötzlich wach und erinnert sich sofort, daß sich eben eine Gestalt über sie gebeugt habe, die ihr sagte: „Steh auf, es brennt!“ Sie will aufstehen, aber ihr Mann will es ihr verwehren. Sie tut es dennoch, eilt hinauf: Qualm schlägt ihr schon entgegen; dem älteren Sohn war schon das Hemd angebrannt, während der jüngere immer wieder rief: „Der reiche Mann!“ Mit der Erzählung nach Lukas 16, 19—31 hatte sich die Großmutter an jenem Abend verabschiedet am Bett der Enkel. Beide Kinder wurden gerettet.

Zwei ergreifende Erlebnisse aus dem zweiten Weltkrieg mögen hier folgen, die sogar Hund und Katze als Warnungsträger beglaubigen. W. H. in A. saß eines Abends wie immer zuhause, als plötzlich sein Hund mit allen Zeichen des Entsetzens seinen Herrn aus dem Zimmer hinauszuzerren versuchte. Nichts deutete auf Gefahr; das Haus stand noch fest, obwohl es schon viele Bombenangriffe miterlebt hatte. Der Mann ging tatsächlich, dem Hund folgend, ins Freie, wo er ihn erschoss, da er Tollwut vermutete. Fast zur selben Sekunde krachte hinter seinem Rücken das Haus zusammen, das seinen Besitzer um Haaresbreite unter den Trümmern begraben hätte. Ähnlich ahnungsbeschwert war sogar ein kleines Kätzchen, von dem Fritz Reck-Malleczewen in seinem „Tagebuch eines Verzweiferten“ erzählt: „Übrigens schreibt mir G., dessen Wohnung letzthin durch Bombenwurf vom Dachfirst bis zur Kellersohle zerstört wurde, es habe einige Tage vor der Katastrophe sein Kätzchen, ein junges, von allen heißgeliebtes Tier, ein verändertes Wesen an den Tag gelegt, habe den Kopf hängen lassen und ohne erkennbaren Grund kläglich gemauzt. In der Bombennacht gelingt es wohl, das arme Kätzchen ins Freie zu bringen, doch reißt es sich plötzlich, unentwegt auf die Flammen wie auf eine den anderen unsichtbare Vision starrend, von seinem Herrn los, stürzt sich in den Feuerwirbel und wird auch nach Erkalten des Brandes nicht mehr gefunden. Dies verzeichne ich, ohne Stellung zu nehmen.“¹⁾

Eine Warnung bei klarem Bewußtsein widerfuhr einem deutschen Soldaten A. E. in B. im nördlichen Norwegen, als er nach anstrengendem Bergmarsch in der Lappmark an einen See geriet: „In mir entstand sofort der Wunsch, hier zu baden. Im Nu waren die Kleider abgelegt, und als Ziel galt eine kleine Insel, welche ungefähr 30 m vom Ufer entfernt lag. Ich sprang hinein und fühlte mich überaus wohl. Nach zwei Dritteln der Strecke jedoch erfaßte mich eine gewaltige Unruhe. Ich versuchte sie sportlich hinweg zu beföhlen, doch sie blieb und wich nicht. Entgegen meinem Willen kehrte ich

vor dem Ziel um und kletterte alsbald zitternd an das Ufer. Da stand ich nun in der warmen Sonne, schaute auf den spiegelblanken See und schalt mich einen Narren und Feigling, weil ich der inneren Stimme gefolgt war. Dabei bin ich ein guter Schwimmer . . . Bald kam ich zu einer armen Lappenfamilie in der Fischersiedlung. Dort kauderwelschte ich den Leuten von meinem Bad — ein Aufschrei ging durch den Raum, und sie zogen sich unter Gebärden des Entsetzens in die Zimmerecken zurück, soweit sie nur konnten! Sie hielten mich für einen Geist; denn der See, in dem ich gebadet, hatte schon mehrere ihrer Bekannten zum Bade verleitet und ihnen das Leben gekostet. Er hieß, wie ich erfuhr, der „Teufels-See“. Man sagte mir, er habe keinen Grund, in ihm walte ein mächtiger Strudel, der dem Teufel Menschen zubringe. Es kostete mich Mühe, die Leute zu beruhigen. — Heute glaube ich, daß mich Gott damals durch einen Engel beschützt hat . . . Ja, erst heute. Weil ich damals jung und verblendet war.“²⁾

Zwei Traumahnungen, die als Warnung wie als Wahrtraum verstanden werden können, berichtet J. K. in W. — „Am 1. Dezember 1923 träumte ich: Ich saß mit meiner Mutter in einem dunklen Raum. Durch eine weit offene Tür sahen wir in einen weiteren Raum, in dem ein Christbaum brannte, aber zwischen diesem und uns stand ein hohes schwarzes Kreuz, rechts und links davon zwei fast herabgebrannte Kerzen. — Ich ahnte einen Todesfall oder ein Unglück in unsrer Familie, aber nichts wies darauf hin. Wir waren alle gesund. Am 16. Dezember erhielt ich eine Drahtnachricht, daß eine meiner Schwestern plötzlich infolge Magendurchbruch schwer erkrankt und bereits operiert, aber dem Tode nahe sei. Wochenlang schwebte sie zwischen Leben und Tod, von den Ärzten aufgegeben. Aber sie durfte genesen.“

„In den ersten Januartagen 1917 mußte ich nach N. in Niederösterreich reisen, um eine Religionslehrerin zu vertreten. In der Neujahrsnacht hatte ich einen Traum: An einem Tisch saßen drei Herren: einer, auffallend schönen Wuchses, bat mich, ihm meine Hand zu reichen, deren Linien er aufmerksam betrachtete. Darauf sagte er, auf eine kleine Linie deutend: ‚Sie gehen einer großen Gefahr entgegen.‘ ‚Wann?‘ frug ich. ‚Sie steht gerade bevor.‘ Ich wollte mehr wissen, er aber zog sich zurück; er habe keine Zeit mehr. Ich wachte auf und fand tatsächlich die Linie an meiner Hand. — Wenige Tagespäter reiste ich ab. Am Bestimmungsort angekommen, hatte ich gleich in der ersten Nacht einen Traum: Ich fuhr im Zuge, das Abteil dicht gedrängt, nur von einem trüben Öllicht erhellt. Ich saß in eine Ecke gedrückt, mir gegenüber eine Frau mit großem Korb,

neben mir ein pfeiferauchender Bursche mit grünem Hut und Gamsbart. Wir fuhren durch einen dunklen Wald. Plötzlich stand der Zug still. Mir gegenüber erschien an der Wand ein rotes Transparent mit den Worten: „Du gehst einer großen Gefahr entgegen.“ — Mein Beruf forderte mir größte körperliche Mühen ab. Ich hatte in weit zerstreuten Orten des Hochgebirgs Unterricht zu geben, hatte, auch im strengen Winter 1916/17 Fußmärsche von 15—20 km zu machen, oft bis an die Knie im Schnee, oft Tagereisen bergauf und -ab, bis zu sechzehn Stunden! Anfangs März geriet ich in ein furchtbares Wetter. Ein wilder Schneesturm verwehrte mir das Tagesziel zu Fuß zu erreichen. Gegen 9 Uhr abends glückte mir eine Fahrt mit der kleinen Bergbahn, der ich mich, völlig durchnäßt, anvertraute. Das Abteil war dicht gedrängt voll Menschen; nur ein trübes Öllicht erhellte es. Mir gegenüber eine Frau mit großem Korb, neben mir ein pfeiferauchender Bursche mit grünem Hut und Gamsbart. Von Kälte geschüttelt, saß ich in eine Ecke gedrückt, wo ich grübelte, wo ich all das schon gesehen und erlebt hätte. Es war stockfinster. Wir fuhren durch eine Waldstrecke. Plötzlich stand der Zug still — er blieb im Schneesturm stecken. Da fiel mir mein Traum ein! Was würde nun kommen? Nach einer halben Stunde erst ging es weiter. Mit Schüttelfrost kam ich in meine ungeheizte Wohnung zurück. Nach zwei Tagen war ich an doppelseitiger Lungen- und Rippenfellentzündung lebensgefährlich erkrankt.“

Todesahnungen

Die Philosophie unsrer Zeit hat herausgestellt, daß die Angst, das Hereingeworfensein in dies unsichere Dasein das Grundgefühl ist, in dem wir alle leben müssen. Gibt es auf diese Ur-Angst unsres Menschseins eine nicht nur beschwichtigende Antwort, sondern eine felsenfeste Gewißheit, auf die wir unser Leben und Sterben gründen können?

Luther hat diese Angst in seinem so überaus gefährdeten Leben reichlich durchgekämpft und sich und anderen zum Trost Psalm 39 ausgelegt: „Wir gehen wohl mit Haushaltung und weltlichen Ämtern um, regieren Städte und Leute, haben Kinder und Gesinde, bauen das Land, treiben Kaufmannschaft und andere Handwerke und erkennen doch, daß wir mit den Vätern im Elende und fremde Gäste sind.“ Die Welt ist ihm „eine Herberge, daraus wir bald wandern müssen, hängen unser Herz also nicht an weltlich Geschäfte . . .“

Und sodann: vielmehr „streckt sich die rechte Hand hinauswärts nach dem ewigen Vaterlande . . . Daran lassen wir uns genügen, daß wir wissen: die ewigen Wohnungen Gottes sind uns von dem Sohne Gottes bereitet, es gehe uns auch hier in dieser Herberge, wie es wolle.“

Damit will Luther keineswegs die Todesangst, das Todes-Wissen hinwegpredigen; nein, „. . . im Tode kommt das Zagen. Da soll ich getrost lernen glauben und sprechen: es steht geschrieben: Er hat Seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen. Hier ist kein Weg ausgeschlossen, du gehest zum Leben oder in den Tod, ins Haus oder aus dem Hause, sondern da ist ein starker Befehl . . ., so sicher soll dein Geleit sein, wenn du sterben sollst: Gott bestellt einen Haufen Engel, die uns aufnehmen, und solches tut er uns zugute, denn wir sind blöde und erschrocken. Darum soll kein Christenmensch an seinem Ende zweifeln, er sei nicht allein in seinem Sterben, sondern gewiß, daß auf ihn gar viel Augen sehen.“

Luther macht also damit Ernst, daß unser Sterben sich angesichts der unsichtbaren Engelscharen vollzieht. Gottes Boten sind also Augenzeugen aus jener Welt; was wunder, wenn immer wieder der Fittich des Engels die Menschen mit der Kunde ahnungsvoller Sterbegewißheit anrührt, wenn er dem oder jenem, der schon dicht an der Todespforte steht, die ablaufende Gnadenfrist vor ihrem Verfalltag leise meldet? Damit bleibt der ganze unerbittliche Ernst des einmaligen Sterbenmüssens unverkürzt.

Gerade unserem blut- und todgesättigten Geschlecht ist die bieder-männische Verharmlosung unmöglich, die Schiller in „Kabale und Liebe“ seiner Louise in den Mund legte: „Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe schelten; es ist ein holder, niedlicher Knabe, blühend (!), wie sie den Liebesgott malen, aber so tückisch nicht — ein stiller, dienstbarer Genius, der der erschöpften Pilgerin Seele den Arm bietet über den Graben der Zeit . . .“ Luther hat viel tiefer gesehen: unser Tod ist Ausdruck des Zornes Gottes über den Seinen Geboten ungehorsamen Menschen, darum „ist der Menschen Tod nicht gleich wie der Tiere Tod, die aus natürlichem Gesetz sterben, kommt auch nicht aus Zufall, sondern ist ein Tod, der zuvor gedroht worden ist und vom zornigen, (uns) abgewandten Gott kommt.“ (Zu Psalm 90).

Alle Todesahnungen haben etwas von diesem Bedrohlichen, Unverschiebbar-Endgültigen des strengen Gottes an sich. Aus der Überzahl der Beispiele folgen zunächst solche, die Sterbende an sich

selbst erlebten. Dann blicken wir auf Erfahrungen, die andere von näher oder ferner Stehenden machen mußten.

Max Reger, der berühmte Tonsetzer, ein Mann großer Körperkraft und derben Lebensstils, ahnte einen Monat vor seinem Sterben sein nahendes Abscheiden. Er ließ nach einem rauschenden Konzerterfolg seiner eigenen Werke einen Seelsorger kommen, dem er, aus festlich lärmender Gesellschaft heraus sich plötzlich zurückziehend, eine Beichte seines ganzen Lebens ablegte. Am 7. April 1916 schrieb er an Karl Straube: „. . . Ich bin jetzt mit allen Konzerten fertig . . . Nun brauche ich nächstens kein Frackhemd mehr anziehen, da man dasselbe bald nicht mehr sieht!“⁶⁾

Aus älterer Zeit sei nur ein Beispiel angefügt. Enno Nielsen („Das große Geheimnis“) berichtet aus dem Leben Ernst Moritz Arndts: Im Jahre 1856 wurde Arndt aufgefordert, aus früheren Gedichten einen neuen Band zusammenzustellen. Arndt war aber schon 86 Jahre alt. Zu einem Bekannten äußerte er: „Sie werden sich wundern, daß ein Mann meines Alters noch eine mehrjährige Arbeit auf sich nimmt. . . . Vor zwanzig Jahren träumte ich, daß ich, auf dem Bonner Gottesacker wandelnd, einen Grabstein erblickte, auf dem deutlich mein voller Name, mein Geburtsort nebst Jahr und Tag zu lesen war. Dann kam das Wort ‚Gestorben‘, dahinter eine verwischte Zeile und dann wieder deutlich „im einundneunzigsten Jahr.“ — Der Traum erfüllte sich genau. Und Arndt wurde auf dem Bonner Friedhof begraben.

Ernst Wiechert zeichnete in seinem Roman aus dem ersten Weltkrieg die edle Gestalt des Soldaten Percy (in „Jedermann“): Drei Tage lang erwartet er klaren Sinnes den tödlichen Schuß. Und er trifft genau, wie vorhergesehen, ein. — In der Erzählung „La ferme morte“ von Ernst Wiechert ist es der junge Pfarramtsbewerber Badeleben, der seinen Todesweg vorausahnt und voraussagt, so daß bei seinen Kameraden . . . die Angst Wohnung nahm . . ., eine nicht mehr geahnte, sondern eine unerschütterliche Wohnung, aus der nichts mehr sie vertreiben konnte.“ Er täuschte weder sich selbst noch die andern.⁷⁾

Studentenpfarrer Dr. E. B. in T. hielt am Heldengedenktag 1942 in Rußland eine Predigt vor Soldaten, in der er sagte: „Ich hatte neulich einen sonderbaren Traum. Ich sah ein Holzkreuz, wie auf allen Gefallenengräbern, darauf meinen eigenen Namen: E. B., Kriegspfarrer. — Da wachte ich auf. Aber nicht nur aus dem Schlaf. Ich war hellwach und sah mich selbst am Rand der Ewigkeit. Mein Leben ist begrenzt. Über kurz oder lang muß ich selbst vor Gott treten. . .“ Er fiel kurz darnach am 30. 6. 1942 bei einem russischen Fliegerangriff in S.

Der Todgezeichnete hat diese Traumerfahrung angenommen und sich ihr willig gebeugt. Daß doch alle, die solches erfahren, sie hinnehmen als Winkzeichen des himmlischen Kalenders, als Zeichen der Bewahrung, die gerade darin liegt, daß „die irrende Seele geheimnisvolle und doch so sichere, rätselhafte und doch so klare Weissungen entgegennehmen darf aus einem Reich, das nicht von dieser Welt ist“ (Erich Schick).

Vikar H. S. in D. sagte einem Freund voraus, der 30. Juli 1943 werde sein Todestag sein und bestimmte ihn, sofort seiner Frau alsdann zu schreiben. Am nächsten Morgen mußte er einen von Russen besetzten Graben zurückerobern und wurde dabei tödlich verwundet. Er hatte schon im Losungsbüchlein der Herrnhuter Brüdergemeinde die Losung dieses Tages vorweggelesen, und sie war ihm besonders wichtig geworden, wie nachlebende Kameraden bezeugten.

Wilhelm von Scholz, der seelenkundige Erzähler, schildert im „Auswanderer“ einen alten Bauern aus dem Sauerland, der nicht nur seinen eigenen Tod voraussah, sondern bei wachem Bewußtsein beliebigen Menschen deren Tod bis zur Frist eines Jahres vorher sagte. Während er mit solch einem Todgeweihten plaudert, sieht er ihn sterben, wie es dann später geschah.⁸⁾

Anderer Art ist die Todesahnung, die Fritz Reck-Malleczewen in seinem „Tagebuch eines Verzweifelten“ aus seinem eigenen Leben darbietet: „Ich hatte als junger Mensch die Aufmerksamkeit des großen Konservativen von Heydebrandt erregt, der ein Reichstagskollege meines Vaters war. Ich hatte ihn, als er sich im Herbst 1918 aus der politischen Arena zurückzog, aus den Augen verloren und dachte seiner erstmalig, als ich in einer Oktobernacht 1924 träumte, er sei gestorben. Einige Stunden später habe ich tatsächlich die Nachricht von seinem Tode erhalten.“

Ein ganz ungewöhnliches Ahnungsvermögen im Blick auf künftige Todesfälle muß Lady Q. gehabt haben, die in England mit ihrem Onkel zusammenlebte. Sie träumte eines Nachts, sie sitze mit ihrer Schwester zusammen im Wohnzimmer des Landhauses. Draußen ein herrlicher Frühlingstag, ein Meer von Blumen im Garten, darüber ein Hauch von Schnee. Sie weiß in ihrem Traum: der Onkel ist tot neben einem Reitweg gefunden worden, ungefähr drei Meilen weit vom Hause entfernt, in einem dunklen handgewebten Anzug, das Pferd neben ihm stehend. Sie weiß: die Leiche ist auf dem Weg hierher, in einem Karren mit Heu auf dem Boden, von zwei Pferden gezogen. Sie sieht: der Wagen hält vor der Tür; zwei Männer, deren Gesichter sie kennt, schleppen den Körper mühsam die Treppe hinauf; dabei baumelt einer der Arme herab und schlägt gegen das Geländer. —

Am Morgen erzählt Lady Q. aufgeregt dem Onkel den Traum und nimmt ihm das Versprechen ab, nie mehr ohne Begleitung den besagten Reitweg einzuschlagen. — Nach zwei Jahren ist der Traum so gut wie vergessen, als er sich, Zug um Zug, auf die gleiche Weise wiederholt. Lady Q. stellt ihren Onkel zur Rede, und er gesteht ihr, daß er ab und zu sein Versprechen mißachtet hat. — Wieder vergehen vier Jahre! Lady Q. hat inzwischen geheiratet und erwartet in London ihr erstes Kind. In der Nacht vor ihrer Niederkunft sieht sie dasselbe furchtbare Bild wie vor 6 Jahren. Dann einen Mann in schwarzer Kleidung, der an ihr Bett tritt und meldet, der Onkel sei tot. Ihr Zustand erlaubt es ihr erst nach einigen Tagen, ein paar Zeilen an ihren Onkel zu kritzeln. Sie erreichen ihn zwei Tage vor seinem Tod, einem Tod, der sich unter haargenau jenen Umständen vollzieht, wie ihn Lady Q. im Traume vorhersah. Als eines Tages ihr Stiefvater an ihr Bett tritt, in schwarzem Anzug, weiß sie schon genug: „Der Onkel ist tot — ich habe es ja gewußt!“ schreit sie. Dadurch, daß die Dame ihren wiederholten Traum erzählte, ist er gefeilt gegen die etwaige Verdächtigung, er wäre hinterher zurecht gebogen worden.)

Eigenartig ist der Fall des Soldaten G. H., dessen Todesahnung noch durch ein gleichzeitiges Traumerlebnis seiner Mutter erhärtet wurde. Beim Abschied nach einem Heimaturlaub sagt er zu seiner Mutter, ohne daß irgend etwas darauf hindenten konnte: „Budapest ist mein Grab.“ Nach längeren Monaten hörte die Mutter ihren Sohn am Fenster nachts rufen, erwacht aus einem Traum, in dem sie soeben ihren Sohn mit verbundenem Kopf hat liegen sehen. Es war seine Todesnacht. Es war — in Budapest.

Eine doppelte Traumahnung widerfuhr der Jungbäuerin A. W. in B. an Weihnachten 1941. Sie träumte: „Der Briefträger gab mir einen Brief mit grünem Umschlag, ich öffnete und las: Der Gefreite F. W. ist fürs Vaterland gefallen. Weiter konnte ich nichts lesen. — Am übernächsten Tag aber träumte ich genau dasselbe. Am 4. März 1942 brachte uns der Briefträger einen grünen Brief, ich öffnete; tatsächlich stand mit Schreibmaschine geschrieben, mein Bruder F. sei bereits am 29. Januar gefallen.“

Ganz selten aber geschieht es, daß sich Traumvorstellungen über große Strecken hinweg bei zwei Personen begegnen, wie dies bei Frau R. E. in K. und ihrem Sohn geschah. — Sie schreibt: „Am 18. Juni 1944 war ich ganz besonders bedrückt und mußte immer an meinen Sohn denken, der bei Rom eingesetzt war. In der Bibelstunde an jenem Tag gab mir Schwester A. ein Kärtchen. Ich las: ‚Du wirst es erst hernach erfahren, warum ich nahm so früh dein Glück...‘

Erschreckt gab ich es zurück und bekam ein anderes. Mein Sohn lebt ja noch, sagte ich mir selber immer wieder vor. Die Unruhe wich nicht. Erst nach Mitternacht fand ich Schlaf und träumte: Im Grasgarten draußen lag unter schönen Blumen ein toter Jüngling aufgebahrt, konnte ihn aber, wie geblendet, nicht erkennen. Ich fuhr aus dem Traum auf und sagte meinem Mann: ‚Heinrich ist gefallen!‘ Er redete es mir aus. — Es kam ein trüber Tag. In der nächsten Nacht träumte ich, Heinrich stehe mit dem Eisernen Kreuz I. Kl. auf der Brust am Hoftor, aber nur wie ein schneller Schatten. Ich war wie niedergeschmettert, glaubte aber, der Herr habe mir alles offenbart. Hernach kamen noch mehrere Briefe, fast jeden Tag, einmal zwei zugleich, vom 16. und 18. 6. Im letzteren schrieb Heinrich: ‚Ich träumte kürzlich, wir fahren zur Front, da kam ich aber durch unser Heimatdorf, gerade an unserem Hause vorbei, kehrte kurz ein und mußte schnell fort... Liebe Eltern! Heute nacht fahren wir ganz vor in die Hauptkampflinie... Nehmt es, wie es kommt. Es ist alles ein Wegweiser des Herrn. Ich bin in Gottes Hand...‘ Fortan kam keine Post mehr. Am 8. Juli 1944 waren wir beim Rübenhacken. Immer ging mir das Wort durch den Sinn: ‚Kommet, wir wollen wieder zum Herrn. Er hat uns zerrissen. Er wird uns auch heilen.‘ Beim Heimgehen, als eben die Glocke den Sonntag einläutete, bekamen wir die Nachricht, daß Heinrich am 19. 6. gefallen sei. Der Herr hatte es uns offenbart. Das wußten wir jetzt. Er hat schon vor zwei Jahren sein Leben in die Arme des Heilands gelegt. Nun ist auch bei mir alles still geworden... Im August 1944 schickte uns sein Chef noch das E. K. I. Es wurde Heinrich noch nach seinem Tod verliehen.“

Daß die feinen Kabel von Seele zu Seele zwischen Müttern und Söhnen am festesten gespannt erscheinen, hat der zweite Weltkrieg durch eine Fülle von Erfahrungen bewiesen. Die innigsten „Fühlfäden der Seele“ (Goethe) aber traten da zutage, wo zwischen zwei Menschen das lebendige Band des Glaubens gewoben war. Denn solche Menschen haben acht auf das Wachstum wie auf die Reinigung und Heiligung der inneren Sinne, lauschen williger auf die verborgenen Schritte Gottes zwischen den Zeiten, schauen demütiger auf die Merkzeichen der Welt hinter den vordergründigen Dingen. Frau E. v. L. verabschiedete ihren Sohn, der als Nachrichtenoffizier der Fallschirmtruppe eingesetzt war, nach einem Heimaturlaub mit dem Psalmwort „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal...“ (Psalm 23). Seit dem 4. Februar 1943 aber galt er als vermißt, da er mit seinem Funkwagen den Russen in die Hände gefallen war. Am 11. März traf die Nachricht bei den Eltern in F. ein.

X
Traum
nicht

In diesen Tagen hatte Herr v. L. einen Traum: er kam ins Wohnzimmer, wo er seinen Sohn H. kleiner als sonst, in grauer Zeitlosigkeit, aber ganz deutlich auf dem Sofa unter dem alten großen Ahnenbild sitzen sah. Der Vater eilte auf ihn zu und frug: „Bub, warum schreibst du nicht?“, worauf die Erscheinung laut und deutlich sagte: „Wie heißt der Psalm?“ Dies klang sehr feierlich gesprochen. Der Vater antwortete mit Psalm 23: „Und ob ich schon wanderte...“, ohne gewußt zu haben, daß H.'s Mutter mit diesem Wort sich von ihm seinerzeit verabschiedet hatte. H. antwortete darauf wieder feierlich „Ja“, der Vater will seinen Sohn eben noch in die Arme schließen — da entschlüpfte die Gestalt und zerfloß.

In größter Erregung wachte H. v. L. auf, wagte aber erst nach einiger Zeit, das Erlebnis seiner Frau zu erzählen. H. aber ist bis heute vermißt geblieben. Seine Eltern beugen sich und betrachten ihren Sohn seit jenem Traumbegegnen als tot — aber sind gewiß, daß die Toten leben, leben in jener anderen wirklichen Welt, in die einstweilen uns nur die Fühlfäden der Seele eindringen lassen, uns aber untrüglich zeigen, daß auch ein Soldatengrab, ein Totenbett zur „Wiege der Ewigkeit werden kann“ (Peter Sirius).

Ein besonderes Geheimnis ruht darum auch auf den letzten Gedanken, die wir dicht vor der Pforte des Todes noch denken dürfen oder denken müssen. Sie gehen über — wenn auch natürlich nicht bei jedem Sterbenden — in ein Schauen noch unbegriffener Zusammenhänge des eignen Lebens mit denen der jenseitigen Welt, die schon jetzt dicht um uns her lebt und webt.

Wie anders sollte man den schmerzlich-reuevollen Ausruf verstehen, den August Strindberg, der schwedische Dichter, nach umdunkelten Stunden vor seinem Sterben noch getan: „Jetzt könnte ich schreiben!“

Wer es zu Lebzeiten sich leisten mochte, in den Chor der Leichtlebigen einzustimmen: Mit dem Tod ist ja doch alles aus — der kann noch durch die allerletzten Gedanken der Gewißheit überführt werden, die Goethe seinem Faust eingab: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn.“ Goethe hat über unsre letzten Gedanken ein wunderbar tief sinniges Wort hinterlassen, das er im Blick auf die zum Tod verurteilte, vor ihrer Hinrichtung stehende Mme. Rolland gesprochen: Man sollte jedem vor dem Tod stehenden Menschen noch die Möglichkeit geben, seine letzten Gedanken niederzuschreiben, „denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geist Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Geister, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“

III

WAHRTRÄUME

Jedermann träumt. Und doch überschaut keiner das ganze uferlose Meer der Träume; denn, hätten wir auch wirklich ‚die ganze Nacht über geträumt‘, wie wir oft meinen, hätten wir also ein ausgedehntes zweites Ich-Leben neben unserem Tages-Wachbewußtsein geführt, so bliebe in uns nur der Rest jener Träume als schmale Erinnerung hängen, die wir knappe Minuten, ja nur Sekunden vor dem Erwachen träumten.

Wie die Seelen und Nervenforschung beweist, retten wir nur ein allerletztes Zipfelchen des Traumfilms in das Wachbewußtsein hinein! Wie im Traum Raum und Zeit verblassen, so auch die sittlichen Antriebe und Hemmungen; all die Maßstäbe unsres Tageslebens scheinen im Traum einzufrieren. Auch hat der Traum etwas Nur-Gegenwärtiges, Schnell-Lebigen an sich, hat weder Vergangenheit noch Zukunft. Aber keineswegs ist er ein sinnloses Zwittergebilde, über das wir lächelnd hinwegsehen könnten.

Die Weisheit Indiens hat zweifellos vieles vom Wesen des Traumes erkannt, was wir lernen könnten, ohne uns dessen zu schämen. So versteht man den Traum dort als ein Zurückfluten des (menschlichen) Geistes in das göttliche Urwesen des Brahma, also vermittelt der Traum die höchste Seinsweise des Menschen.

Wir Abendländer sind solch religiöser Wertung des Traums ferne, vielleicht zu ferne, wo der Inder sie wiederum so einsichtig vollzieht. Wir erkennen ihm allenfalls zu, daß er „wesentlich Anteil hat an der Arbeit jenes Meißels, der die Furchen in unser Antlitz treibt... Heiterkeit in der Ausgeglichenheit, Schatten der Leidenschaft, überlegene Selbstsicherheit bilden sich während des Träumens mit derselben biologischen Pausenlosigkeit wie ein Baum

wächst oder etwa die physiologischen Vorgänge der inneren Sekretion nicht ruhen“ (K. Conrath).¹⁾

Wenn aber Gott ein Herr aller Dinge, der offenbarsten wie der geheimsten, der stofflichen wie der geistigen ist, so ist er auch der Herr der Traumwelt. Daher steht die Bibel dafür ein, daß Gott sich des Mittels der Träume bediente, wenn er begnadeten Menschen behufs einer Warnung, einer Leitung, einer Weissagung sich kundtun wollte. Solche Träume bleiben aber nicht nur Mystikern, Heiligen und Märtyrern vorbehalten als Siegel ihrer Gottinnigkeit, sie können jederzeit jedermann geschehen.

Wir unterscheiden daher Träume, die nur ein geistiges Wiederkäuen vergangener Tageseindrücke sind — sie lassen unser zweites Ich auf abenteuerlichste Wanderschaft gehen, bauen mit den Elementen der Tageswelt die des zwitterhaften Dunkels zu einem täuschenden Gebild und Gespinst — von jenen kostbaren Träumen, die zur Begegnung mit dem sich offenbarenden Gott werden dürfen. Wenn Träume ein Körnlein Wahrheit in sich bergen, kann es nur Gott sein, der Gott der Wahrheit, der sie ihnen leihet; dürfen sie warnen, schützen, leiten, so können sie nur von dem Gott herstanmen, dem wir die Führung unsres ganzen Lebens anzuvertrauen, bedingungslos anzuliefern haben, der uns durch Träume führen und bewahren kann.

Um aber der echten Offenbarung Gottes Raum zu geben, wie sie den Propheten Israels zuteil wurde, warnt gerade der Prophet Jeremia vor Traumbüchern und Traumdeutern (Jer. 27, 9). — Aus neuerer Zeit hat kein erlauchter Geist so tief über das Wesen und die Wahrheit der Traumwelt nachgedacht wie der Dichterscher Jean Paul. Auch er warnt: „Die vormaligen Traumdeutereien... lehren uns Mißtrauen gegen die jetzigen“ („Geist der Erziehung“). Weg also mit scheinwissenschaftlichem oder gar scheinchristlichem Ge- deutell!

Träume sind nicht zum denkenden Nachbuchstabieren, sondern zum Schauen da. Der Traum-Schauende erlebt „Augenblicke, wo die beiden Welten, die irdische und die himmlische, nahe aneinander vorbeistreichen und wo sich Erdentag und Himmelsnacht in Dämmerungen berühren.“ „Im Traum bewahrt der Mensch seine ätherischen Flügel“, die Erde sinkt „wie in eine Vergangenheit zurück“, darum ist der Träumende „ein Johann ohne Land“, einem Lande, das ihm nicht minder wirklich ist wie die ertastbare Welt. Jean Paul geht noch einen Schritt weiter: die sichtbare Welt kann gar nicht genossen, nicht empfunden werden „ohne den Reflexionsspiegel der inneren (vorgestellten) Welt,“ denn das Sichtbare ist nur „Resonanzboden,

Spiegel, Reliquie der Traumwelt“, die „wie den Regenbogen und das Morgenrot niemand betasten kann.“

Wer diese wunderbare Innenwelt leugnet, geht daher im Grunde als ein Toter mit Toten um. Sprach Goethe von den „Fühlfäden“ der Seele, so Jean Paul von „den feinsten und unsichtbarsten Fühlhörnern der Seele“, die als verborgene „Wurzeln unter der groben Sinnenwelt durchlaufen.“ Darum beklagt er, daß für so viele das (wirkliche) Leben nur ein „dicker Mitternachtstraum ist, in den kein Licht aus der andern Welt durch die Ritzen des Traumes fällt; bei andern eine tappende Schlaftrunkenheit, weil sie nicht zur Erinnerung und Erkenntnis des Geträumten gelangen; bei wenigen nur ein tagender Morgentraum.“²⁾

Damit treten wir ein in den großen Bereich der Träume, welchen ein eindeutig erkennbares Stück Wahrheitsgehalt zuerkannt werden muß — die Wahrträume. Dabei wird sich zeigen, wie dem Traum auch Winzigkeiten des täglichen Lebens nicht zu geringfügig sind, als daß er sie in seiner geradezu virtuosen Bilderschrift unterschläge. Aus älterer Zeit ein besonders bedeutsames Beispiel. Der Kammerdiener Friedrichs des Großen berichtet: In einer Nacht, einige Jahre nach dem Siebenjährigen Krieg, hörte ich den König laut schreien: Feuer! Feuer! Ich stürzte sofort in sein Schlafzimmer, aber es brannte nirgends. Der König lag auf seinem Lager, ächzend, offenbar von schlimmen Träumen geängstigt. Ich erlaubte mir, ihn zu wecken.

„Ach“, sagt er, „es ist gut, daß du mich wecktest. Ich hatte einen schlimmen Traum... Mir träumte: ich stand auf der Terrasse von Sanssouci, und um mich her sah ich mein Land und alle meine Schlösser, alles ganz dicht beieinander, und dahinter war's, als schaute ich die ganze Welt mit allen Städten und Ländern. Das alles lag da wie ein wunderschönes Bild, und ich freute mich daran. Auf einmal verfinsterte sich der Himmel, schwarze Wolken zogen drüberhin, tiefe Nacht bedeckte die schöne Welt, unheimliches Kreischen und Ächzen ging durch die Luft.

Plötzlich leuchtete mitten in den schwarzen Wolken ein glänzender Stern auf, fiel nieder, blitzschnell, und die Erde flammte auf in Feuer und Brand, die Dunkelheit wandelte sich in Tageshelle, das Feuer fraß immer weiter um sich, verbrannte alle meine Schlösser, die krachend zusammenstürzten. Der gefallene Stern hatte sie alle versengt und verbrannte mein ganzes Land, verwandelte die Flüsse in blutrote Ströme und die Kornfelder in Totenäcker. Und weiter sah ich, wie der Stern, einer Rakete gleich, über alle anderen Länder der Erde dahinfuhr, überall Feuer entzündend, bis alle Länder und

L
Traum
Jean
Paul

J. Paul

Proph.
Traum
15.8.1899

Städte in Asche zerfielen. Da schrie ich: „Feuer, Feuer!“ und du wecktest mich.“

Der König sagte noch: „Dieser Traum hat gewiß etwas zu bedeuten, und gewiß geschieht etwas Merkwürdiges in dieser Nacht. Schreib dir genau auf, was ich sagte und merk dir das Datum und das Jahr!“ — Es war der 15. August 1769, nachts 3 Uhr — die Geburtsstunde Napoleons I.²⁾

Walter von Hollander erzählt, gestützt auf einen Bericht von M. E. aus Ch., einen Wahrtraum aus der Zeit der Burenkämpfe:

Wir lagen am 13. Februar 1906 an der Wasserstelle Norechab und hatten gerade unsre Mittagskost verzehrt, als ein im Schatten des Kameldornbaumes schlafender Kamerad erwachte und erzählte: Ich habe eben geträumt, Morenga, der berühmte Bandenführer, habe die Wasserstelle Norechab angegriffen. Aber er ist mit blutigem Kopf heimgeschickt worden. Wir hatten bei dem Gefecht 5 Tote und 6 Verwundete, aber keine von unserer Kompanie.

Als er das erzählte, war es halb vier Uhr nachmittags. Genau zwölf Stunden später wurde wirklich die Wasserstelle angegriffen und wir in ein Gefecht verwickelt, in dessen Verlauf wir feststellten, daß wirklich Morenga uns angriff. Wir hatten wirklich 5 Tote und 6 Verwundete einer anderen Kompanie. Bei der unseren war keiner verletzt.⁴⁾

Was der frühere Bischof von Großwardein Joseph von Lányi erlebte, ist geradezu als Filigranarbeit eines Wahrtraums zu bezeichnen. Er stand in besonderer Gunst des später ermordeten Erzherzogs Ferdinand. In der Nacht des 28. Juni 1914 hatte der Bischof einen Traum, den er, wie folgt, niederschrieb:

Am 28. Juni 1914, $\frac{1}{24}$ Uhr früh, erwachte ich aus einem schrecklichen Traum. Mir träumte, daß ich in der Morgenstunde an meinen Schreibtisch ging, um die Post durchzusehen. Ganz oben lag ein Brief mit schwarzem Siegel und dem Wappen des Erzherzogs. Sofort erkannte ich die Handschrift meines Höchsten Herrn. Ich öffnete den Brief und sah am Kopf des Bogens in himmelblauem Ton ein Bild, das eine Straße und eine enge Gasse darstellte. Die Hoheiten saßen in einem Auto, ihnen gegenüber ein General, neben dem Chauffeur ein Offizier. Auf beiden Straßenseiten eine Menschenmenge. Zwei Burschen springen plötzlich hervor und schießen auf die Hoheit. Der Text des Briefes ist wörtlich derselbe, wie ich ihn im Traume gesehen. Er lautet:

Eure Bischöfliche Gnaden, lieber Doktor Lányi!
Teile Ihnen hiermit mit, daß ich heute mit meiner Frau in Serajewo als Opfer eines politischen Meuchelmordes falle. Wir empfehlen uns Ihnen from-

men Gebeten und heiligen Meßopfern und bitten Sie, unsern armen Kindern auch fernerhin in Liebe und Treue so ergeben zu bleiben wie bisher. Herzlich grüßt Sie Ihr

Erzherzog Franz.

Serajewo, 28. Juni 1914, $\frac{1}{4}$ Uhr morgens.

Zitternd und in Tränen aufgelöst sprang ich aus dem Bett, sah auf die Uhr, die $\frac{1}{24}$ Uhr zeigte. Ich eilte sofort zum Schreibtisch, schrieb nieder, was ich im Traum gelesen und gesehen... Mein Diener trat an diesem Morgen um 6 Uhr in mein Schafzimmer ein, sah mich blaß dasitzen und den Rosenkranz beten. Er fragte mich, ob ich krank sei. Ich sagte ihm: Rufen Sie gleich meine Mutter und G., ich will gleich die Hl. Messe für die Hoheiten lesen, denn ich hatte einen schrecklichen Traum. Mutter und G. kamen $\frac{1}{27}$ Uhr herbei; ich erzählte ihnen in Gegenwart des Dieners den Traum, dann zelebrierte ich... Um $\frac{1}{24}$ Uhr nachmittags brachte mir ein Telegramm die Nachricht, daß die Hoheiten in Serajewo ermordet worden waren.³⁾

Anfangs Juli 1943 wurde das dreijährige Bublein der Familie V. W. in O. mehrere Tage lang vermißt; man sah den Kleinen zuletzt auf der Donaubrücke, dann aber fehlte jede Spur. War er ertrunken? Man suchte überall vergebens. Da träumte ein Bekannter der Familie W., er habe das Kind einsam in einer alten Kiesgrube gesehen. Er maß dem Traum zunächst keine Bedeutung bei, ging dann aber doch zu jener Stelle und fand das Kind dort vor, wie er geträumt hatte. Es hatte drei Tage und drei Nächte allein ausgeharrt! Und blieb leben.⁵⁾

Anderer Art ist wieder der folgende Wahrtraum, der nicht zur Rettung dienen sollte, wie oben, aber als Warnung im Augenblick der Gefahr zu verstehen ist. — Frau S. träumte eines Nachts: zwei feurige Schlangen glitten von der Zimmerwand herab und fuhren mit aufgesperrem Rachen auf die Tränmerin zu. Im Augenblick, da die Tiere nach ihr beißen wollten, griff eine Hand aus dem Dunkel nach ihnen und erwürgte sie.

Frau S. erwachte mit dem befreienden Gefühl, einer Gefahr entronnen zu sein. Zur selben Stunde war am Ende eines langen Ganges im gleichen Landhaus ein Brand im Badezimmer entstanden, dessen Ausbruch niemand bemerkte. Das Feuer hatte bereits den ganzen Fußboden und die Balken darunter ergriffen. Dadurch verlor der Badeofen seine Stütze; er stürzte um, wobei der Wasserhahn abgeschlagen wurde; aber nun schoß das Wasser heraus und löschte den ganzen Brand!⁶⁾

I. K. in W. erlebte einen Wahrtraum, der zugleich Gedankenübertragung war. Frau K. träumte von einem weißen Kaninchen, das

sie jagte, aber immer wieder entwichte es durch die Zaunlücken. — Da wurde sie geweckt; die Nachbarin bittet, in den Garten von Frau K. gehen zu dürfen, da ihr weißes Kaninchen ausgerissen sei. Durch die Umzäunung aber war es nicht anders zu fangen. So mußte sie die Schläferin wachklingeln.²⁾

Wahrträume können auch die Merkmale des Hellscheins an sich tragen. Frau N. war längere Wochen von ihrem Haus abwesend durch eine Reise in die Schweiz. Dort träumte sie, zuhause sei eingebrochen worden; sie zählte sogar die gestohlenen Gegenstände einzeln auf. — Nach wenigen Tagen kam die Nachricht von jenem Diebstahl. Sie hatte auch die Einzelheiten richtig gesehen im Traum.

Am häufigsten sind Wahrträume, die bevorstehende Unfälle darstellen, denen niemand mehr entgegenwirken kann. — Herr A. S. in F. verlor vier Finger an der rechten Hand, und zwar am 31. Dezember 19.. Am 1. Weihnachtsfeiertag hatte seine Frau geträumt, die rechte Hand ihres Gatten sei in einen Verband eingehüllt.

Der Knabe F. R. sollte in Prag zum zweiten Mal an den Augen operiert werden. Sein Vater war eben von der Front in Urlaub gekommen. Die Tante des Knaben sagte zu ihm: „Schau dir den Vater nur recht genau an — du siehst ihn heute zum letzten Mal.“ Daraufhin gab sie ihren Traum preis: dicke Nebelschwaden legten sich zwischen Vater und Sohn, so daß der Junge vergeblich seinen Vater suchte. — Der Vater aber fiel nicht. Die Augenoperation mißglückte. Der Junge sah seinen Vater nicht mehr, denn er erblindete.³⁾

Ganz ungewöhnlich ist der Fall des Schülers Adalbert Ch., der seinen eigenen Tod träumend voraussah:

Die Lehrerin ließ ihre Schüler als Aufsatz ihren letzten Traum schildern. Fast alle beschrieben die zu erwartenden Nichtigkeiten. Aber Adalberts Aufsatz erschütterte sie. Der versonnene Knabe beschrieb, er sei mit seinem Schulkameraden N. über das Eis der Suzawa gegangen. Das Eis sei eingebrochen und er ins Wasser gestürzt. Er hatte nun einen furchtbaren Toteskampf zu bestehen, den er genau beschrieb.

Die Lehrerin wußte zunächst mit der ‚dichterischen‘ Leistung des Zehnjährigen gar nichts anzufangen. — Am nächsten Tag aber ging der Traum wörtlich in Erfüllung. Adalbert war mit dem Schuhmacherssohn N. eingeladen worden, im Hause eines Mitschülers eine Laterna magica zu bewundern. Das Landhaus des damit Beschenkten befand sich auf dem jenseitigen Ufer der Suzawa. Da der Fluß schon ziemlich stark zugefroren war, wagten die Buben den kürzesten Weg quer über den Strom, um zu ihren Kameraden zu gelangen.

N. hatte bereits den Fluß überschritten, Adalbert folgte gleich hinter ihm. Plötzlich hörte N. die Schreie des Eingebrochenen und als er sich umsah, versank eben Adalbert in den eisigen Fluten, nur 2—3 m vom Ufer entfernt. Es war genau die Stelle, die er im Aufsatz beschrieben hatte. Man barg nur mehr den kleinen Leichnam.⁴⁾

Wahrträume können zur Aufdeckung von Verbrechen führen. Hiefür zwei Berichte. Dem Kutscher F. R. in W. wurden Stiefel gestohlen. Niemand konnte verdächtigt werden, die Nachforschungen waren umsonst. Da träumte ihm, der 17jährige J. S. sei der Dieb. Er suchte den Burschen auf — tatsächlich trug er die gestohlenen Schuhe an den Füßen. Er gestand.⁵⁾

Der junge B. P. in W. wurde seit dem 2. März 19.. vermißt. Er hatte sich verabschiedet, um in der Nachbarstadt Arbeit zu suchen. Als er bis zur nächsten Nacht nicht ins Elternhaus zurückkehrte, verständigten diese die Polizei. Alles Nachforschen war umsonst. Nach zwei Wochen träumte die Schwester des Vermißten, ihr Bruder B. hänge im Keller des Elternhauses an einem Balken — tot. Sie wachte sofort auf, weckte ihren Vater, der sich zunächst weigerte, im Keller nachzusehen. Dann folgte er ihrer stürmischen Bitte. Er fand die Kellertür von innen verriegelt. Ein Beil öffnete den Weg. Wie im Traum gesehen, hatte sich B. erhängt. In seiner Tasche fand man den Zettel: „Wegen unheilbarer Krankheit.“⁶⁾

Daß Wahrträume über größere Zeitstrecken hinwegtasten, so daß die Träumenden ihre Traumbilder vergessen oder sich ihrer schämen, wird immer wieder erlebt. B. B. träumte: Ein Fremder stürzte in meine Wohnung und meldete, mein Vater sei auf der Straße verunglückt. Ich lief (im Traum) sofort hinunter; da lag mein Vater auf der Straße mit einer stark blutenden Hinterkopfwunde. Ich schrie laut auf, so daß ich selbst und meine Schwester erwachten. Ich erzählte ihr den Traum, am Morgen auch meiner Mutter. Unserem Vater sagten wir nichts. —

Vierzehn Monate vergingen! Da bestieg mein Vater eines Abends die vordere Plattform der Straßenbahn; während diese um eine Kurve fuhr, verlor mein Vater das Gleichgewicht, stürzte hinaus und blieb mit einem Schädelbruch liegen. Heute, nach 30 Jahren, sieht man noch die Narbe da, wo ich im Traum die Verwundung gesehen hatte.

Ernst Wiechert, dessen Erzählungen gerne dem Übersinnlichen Raum geben, hat in seinem Weltkriegsroman „Jedermann“ den jungen Soldaten Klaus gezeichnet, der träumte, es würden ihm beide

Beine abgeschossen. Nicht lange hernach wurde der grausame Traum wahr.

Der Arbeitsmann G. K. in N.-U. befand sich im August 1943 im Wehrtüchtigungslager P. bei W. im Allgäu. Er schreibt: „Unser Lagerführer war ein schlimmer Patron, er schliff uns oft bis nahe zur Verzweiflung. Eines Nachts träumte mir, wir seien alle wie immer zum Essen angetreten, wobei der Lagerführer schrie: ‚Tischspruch!‘ Heute war R. an der Reihe, und weil er der Frechste von uns allen war, sagte er: ‚Und wenn sich Tische und Bänke biegen — wir werden den Fraß schon runterkriegen!‘ Atemlose Stille. Ein Wutschrei des Lagerführers — und wir mußten strafhalber ein Dutzendmal zu den Fenstern der Baracke hinaus- und hereinsteigen und dann ohne Essen den Nachmittag lang strafexerzieren. — Als ich aus diesem Traum erwachte, erzählte ich ihn gleich meiner ganzen Stube. Das Unglaubliche sollte eintreten. Der Lagerführer forderte gerade R. auf, einen Tischspruch zu sagen; natürlich wußte er nichts von meinem Traum. R. aber, der Frechste, sagte meinen geträumten Spruch! Sofort brüllte der Lagerführer, wir sollten 12mal durch die Fenster zu ebener Erde aus- und einsteigen und wurden sofort ohne Essen auf den Exerzierplatz gehetzt. Hernach schauten mich alle mit ganz neuen Augen an. . .“

Andrer Art sind jene Wahrträume, bei denen zwischen dem Träumenden und dem Geträumten keinerlei vorherzusehende Beziehung waltet.

Pfarrer H. W. in R. träumte im Oktober 1944, er stehe an einem offenen Grabe, das ungewöhnlich fest und hoch mit Holzbohlen nach allen Seiten abgestützt war. Dicht um seine drei Flanken standen in großer Enge uniformierte Männer. — Kurz darauf weckte ihn der Fernsprecher. Ein Lagerführer des ehemaligen R. A. D. erbat sein Kommen, um einen Arbeitsmann zu beerdigen, der nach eintägiger Krankheit verstorben sei. — Pfarrer H. macht sich auf den Weg, der durch ein Waldgelände führte. Es regnete stark. Es war die erste Beerdigung des Pfarrers in F. Der Totengräber hatte wegen des starken Regens das Grab ungewöhnlich abgestützt. Auf dem kleinen Friedhof drängten sich dicht um die Flanken des Grabes her etwa 120 Mann. Der Tote, der Lagerführer, der Friedhof — alles war dem Pfarrer völlig fremd gewesen, da es außerhalb seines Sprengels lag.

Der Soldat L. O. in W. träumte am 1. April 19... an der Front, er habe seine junge Frau gesehen, wie sie zuhause den kleinen Sohn aus der brennenden Wohnung herastrage. — Im nächsten Feldpostbrief

schrieb seine Frau: In der Nacht auf den 1. April hatte ich Wäsche zum Trocknen am Ofen aufgehängt. Nebenan schliefen wir wie immer. Mitten aus dem ersten Schlaf wurde ich plötzlich geweckt. Ich hörte Deine Stimme. Du riefst mich laut mit meinem Namen! Ganz deutlich im Dämmerchein sah ich Deine Gestalt in grauer Uniform neben der Wiege unsres Buben. Ich fuhr aus dem Bett hoch — da warst du verschwunden. Jetzt spürte ich, daß um mich her alles voll Rauch war. Die Wäsche am Ofen brannte schon hell. Rasch rettete ich den Buben zu unsern Nachbarsleuten, die mir den Brand löschen halfen. Du bist es gewesen, Du hast das Kind gerettet!

Dieser Traum ist besonders bemerkenswert, weil er ein doppeltes Traumerlebnis der weit getrennten Gatten geradezu in den Bereich des Hellsehens hinaufhebt. Beide träumten; hinzu kommt noch das körperhafte und hörbare Erscheinen des Mannes!

Weniger sensationell ist das Widerfahrnis einer Soldatenmutter in der Stadt O. Sie träumte eines Nachts, daß einer ihrer Söhne soeben an der Sperre des Bahnhofes zu O. stehe, immer wieder an den Gitterstäben eilig hin und hergehe und sehnsüchtig in die Bahnhofstraße hereinschaue, suchend, begierig, endlich durch die Sperre gehen zu dürfen. Aber es gelingt ihm nicht. — Sie erwacht und beschwichtigt sich selbst, einem unsinnigen Traum zum Opfer gefallen zu sein. Ihr Sohn war ja in ganz anderer Gegend und konnte unmöglich am Bahnhof stehen. Nach einiger Zeit aber schrieb jener Sohn, er sei gelegentlich eines ganz unvorhergesehenen Militärtransports durch O. gekommen, habe nur kurzen Aufenthalt gehabt und keine Erlaubnis bekommen, schnell im Elternhaus anzuklopfen. So habe er nur sehnsüchtig spähend an der Sperre entlang laufen können! Es ergab sich, daß es jene Nacht war, in der seine Mutter ihn im Wahrtraum gesehen hatte.

Carl Fr. Moerk hat in seinem „Brevier eines Heimkehrers aus russischer Kriegsgefangenschaft“ ergreifende Erlebnisse dargestellt, die der rettenden Allgegenwart Gottes auch gegen allen Augenschein, auch im Höllentanz des zweiten Weltkrieges, die Ehre geben. Er sagt:

Obwohl ich nicht „an Träume glaube“, sondern der Führung Gottes vertraue, auf welcher Ebene meines Lebens diese auch immer geschehen mag . . . , so will ich doch einen Wahrtraum erzählen, ob schon von nicht wenigen zu berichten wäre.

In der Nacht zum 26. Juni 1945 sah ich mich plötzlich von unbekannter Hand aus dem Lager geführt und, am Stock gehend, in ganz lumpige Kleider gehüllt, in einem Bauerndorf durch den Schnee stapfen . . . In diesem erkannte ich sogleich meinen Geburtsort. Ich

ging die mir noch wohlvertraute Dorfstraße entlang, bis ich vor ein ärmliches Bauernhaus kam. Dort trat ich in die Stube, wo unsre älteste Tochter gerade dem Adventskranz ein drittes Lichtlein aufsteckte. Ich war bei den Meinen!

Als ich wieder zu mir selber kam, hatte ich nicht das Gefühl, geträumt zu haben, sondern es war mir auch noch bei völligem Wachbewußtsein, als sei das alles Wirklichkeit. Erst allmählich fand ich mich wieder zurecht. Immer noch stand ich unter dem Eindruck einer überirdischen Botschaft, die mir sagte, ich sei an Weihnachten daheim! Eine innere Stimme riet mir, nicht mehr zu zweifeln, sondern zu glauben.

Eine Woche lang behielt ich mein Geheimnis für mich; oft hätte ich bersten mögen vor Freude! Meine Kameraden sagten, ich sei ‚ausgelassen fröhlich‘. Dann erzählte ich meinem Bettnachbarn meinen Traum. Er schalt mich einen „verrückten Pläny“. Ich lag ja noch als Gelähmter zu Bett, und meine Familie hatte ich noch nie in einem Dorf wohnen, sondern in der Großstadt; auch war unsere Älteste gar nicht zuhause. Meine Freunde warnten mich vor einer schweren Enttäuschung. Nur vier der Getreuen nahmen den Traum als ein Gottesgeschenk und freuten sich mit mir.

Die Monate gingen. Die Sache war allmählich im ganzen Lager bekannt geworden. Auch einige ähnliche ‚Termine‘, die ich auf Grund ähnlicher Träume gestellt hatte, stimmten genau, obwohl sie mich nur am Rande berührten. Im Lazarett und Lager wurden Wetten abgeschlossen. Mein Arzt Dr. Str. sagte: „Entweder sind Sie an Weihnachten der Glückliche oder der Unglücklichste unter uns!“ Ich blieb dabei, daß ich an Weihnachten daheim sei.

Während die Herbststürme brausten, konnte ich auf Stöcke gestützt in den Garten gehen — allein! Mein lieber Freund St. meinte: „Angenommen, du wärest nun doch nicht zuhause an Weihnachten — würdest du es ertragen können?“

Es ist wahr geworden! In den frühen Morgenstunden des dritten Adventsontags stand ich vor dem ärmlichen Bauernhaus, trat in die Stube und sah den Adventkranz und — all meine Lieben! Zwei Stunden vorher sagte unsre Kleinste zu der Mutter: „Mir träumte, heute kommt der Papa.“

Moerk schließt: Solche Träume sind Botschaften aus der Welt, wo die Geschehnisse überräumlich und überzeitlich wesen, „bis daß die Zeit erfüllet ist.“?)

IV.

HELLSEHEN

Durchblicke durch die irdische Welt

Wir haben bisher die Wunderwelt der Träume betrachtet und erkannt, wie über große oder kleine Raum- und Zeitstrecken hinweg Bilder und Botschaften im Unterbewußtsein des Schlafenden auftauchen, um ihn dann zumeist durch ihren stummen Alarm zu wecken, so daß er das Traumgesicht mit wachen Sinnen nachprüfen kann und seiner Erfüllung harren darf. Wir wenden uns nunmehr jenen Widerfahrnissen der Seele zu, die nicht nur in der äußeren Tageshelle, also nicht in Dämmerung und Nacht empfangen wurden, sondern in der hellen Klarheit des wachen Menschengestes.

Wir sind gewiß alle wie Goethes Lynkeus „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“; aber über das hinaus, was Lynkeus vermag, gibt es nun doch unleugbar jenes tiefere Sehen, das in unserem Wort ‚Schaun‘ deutlicher mitschwingt; es kann jedermann zufallen, meist nur einmal in einem ganzen Menschenleben, und gewiß nur den wenigsten Menschen dies eine Mal.

Es kann als besondere Gabe einer schon schlummernd vorliegenden Veranlagung verstanden werden, welche verfeinernd weiterentwickelt, durch Wille und Übung gesichert, durch Drüberweggehen aber auch verkümmert werden kann. Echte hellseherische Erlebnisse sind immer Widerfahrnisse, die überfallartig einsetzen, ohne jedes Vorgefühl einfach da sind.

Sie können, wie bei den großen Propheten des Alten Testaments, geradezu widerwillig, aber den Menschen, der sich sträuben will vor dem Zudrang der geheimnisvoll göttlichen Gabe, übermächtig einsetzen, so daß der Mensch nur noch Gefäß einer Botschaft ist,

die ihm Gott auferlegt hat. — Der Volksmund kennt und nennt dies helle Schauen ‚das zweite Gesicht‘, und die Erfahrung weist es vor allem einsam Lebenden, in echter Einfalt eines wahrhaft ‚einfachen Lebens‘ Stehenden zu.

Was wir nachfolgend darstellen, enthält sich wiederum bewußt aller krankhaften Fälle des Seelenlebens. Wir wollen lediglich zeigen, daß nicht nur ein traumdunkles, sondern ein helles Sehen sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände und Vorgänge möglich ist, aber eben unter Bedingungen, die die sinnliche Wahrnehmung durch Auge, Ohr, Geschmack, Geruch, Getast ausschließen.

In diesem Bereich ist es, als strahle der Spiegel des göttlichen Geistes — wir können angesichts des Unausdenklichen ja nur in schwachen Bildergleichnissen reden — blitzhaft in die Seele eines Menschen hinein, um ihm Bilder und Vorgänge zuzubringen, die nur aus dem Urgrund des göttlichen Geistesmeeres selber stammen können.

So entsteht bei den betroffenen Menschen ein helles Wissen, das nur vom All-Wissenden zugebracht werden kann. Dieses Wissen kann die Vergangenheit erhellen; dann öffnet es Einzelheiten aus den undurchforschten Tiefen alter Zeitläufte, die dem menschlichen Forschergeist verschlossen bleiben. (So mag es jenem biblischen Schriftsteller ergangen sein, der uns, ohne selbst Augenzeuge gewesen zu sein, die tiefsinnige Schöpfungsgeschichte aus 1. Mose 1—3 überliefert hat.)

Dies Wissen kann die Gegenwart durchdringen, also etwas normal nicht Wahrnehmbares dem Empfänger der hellseherischen Botschaft gleichzeitig machen. Dies Wissen kann aber auch die Zukunft vorwegnehmen. Dann sind all die zweifelhaften und viel zu harmlosen Mutmaßungen hinfällig, denen zufolge den Molekülen des Gehirns irgendwelche geistige Stoffe zugeführt werden sollen, wenn Hellsehen zustande komme.

Ungewarnt wollen wir aber diesen Bereich nicht betreten, haben sich doch Schwindel und Leichtsinns zu allen Zeiten des Hellsehens bemächtigt und um dunklen Geschäftsgebahren willen sein verborgenes Heiligtum längst entweiht. Es gilt in der Tat für alles Hellsehen, das nicht freies Geschenk des sich offenbarenden Allwissenden ist, der große Tadel, den Achilles in Schillers „Iphigenie in Aulis“ ausrief:

Was heißt ein Scher? Der auf gutes Glück
für eine Wahrheit zehen Lügen sagt!

Noch schärfer spricht sich Isabella in der „Braut von Messina“ aus:

Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts;
Betrüger sind sie — oder sind betrogen!

Der vorchristliche Mensch des Altertums konnte so zürnen, weil er sein Leben vieldeutbaren Weissagereien etwa der Priesterinnen des Apollo ausgeliefert sah; wir aber verstehen den Bereich des Hellsehens als ein Stück der wunderbaren Geistes-Welt, die ja immer ganz und gar Gottes Geistes-Welt ist, des Gottes, in dem wir „leben, weben und sind“ (St. Paulus, Apostelgeschichte 17, 28).

Gerade dies ‚Weben‘ deutet auf die ‚Fühlfäden der Seele‘, durch die Gott seine verborgenen Bilder unserem Geiste verwebt. Wo darum der heidnische Mensch ebenso straucheln wie die moderne Forschung des Übersinnlichen stranden muß, da kann nur mehr die religiöse Wertung des Hellsehens ihr Recht behaupten.

Gerhard Tersteegen, der heiligmüßige Beter, hat das fromme Stauen vor dem Gott, in dem wir leben und weben, der auch unseren Geist mit dem Widerschein seiner Klarheit durchdringt, herrlich ausgesungen:

Gott ist in der Mitten;
alles in uns schweige
und sich innigst vor ihm beuge!

Mücht ich wie die Engel
immer vor Dir stehen
und Dich gegenwärtig sehen!

Luft, die alles füllet,
drin wir immer schweben,
aller Dinge Grund und Leben;
Meer ohn' Grund und Erde,
Wunder aller Wunder,
ich senk mich in Dich hinunter.

Du durchdringest alles;
laß Dein schönstes Lichte,
Herr, berühren mein Gesichte!

Mach mich reinen Herzens,
daß ich deine Klarheit
schauen mag in Geist und Wahrheit!

Wir wenden uns zunächst einfacheren Beispielen des Hellsehens zu, die als Durchblicke durch Räume und Verhältnisse der irdischen Welt erfahren wurden, ehe wir uns den Schauungen („Visionen“) in engerem Sinn, den Durchblicken in die jenseitige himmlische Welt nähern.

Zunächst Erlebnisse rückschauenden Hellsehens, das die Vergangenheit durchlichtet. Wir erkennen, wie die Geister, Begebenheiten, Schicksale längst Verstorbener in unserem gegenwärtigen Geist wieder aufleben. „Ewig still steht die Vergangenheit; was getan ist, ist getan.“ Und doch ist sie uns mitnichten nur „ein Buch mit sieben Siegeln“ (Goethe, Faust I); es kann geschehen, daß unversehens ein Siegel gelöst wird.

Es ist, als sei die vergangene Welt eine unabsehbare Stoffmasse geistiger Atome, deren kein einziges verloren ging, als seien sie unutilgar. Wir hüten uns wohl, die geistige Welt irgendwie stofflich, molekular, atomar vorzustellen; sie bleibt unerdenkbar in ihrem Wesen. Wichtiger aber ist, daß sie in der Tat als unaustilgar erfahren werden kann.

Feiz Spuh
Aus alter Zeit sei des Romans „Simplicius Simplicissimus“ von Grimmelshausen gedacht, in dem sogar ein Pferd rückwärtsgewandter Hellsicht fähig beschrieben wird: das Roß scheut unter allen Zeichen des Entsetzens und ist nicht zu bewegen, an einer bestimmten Stelle weiter zu traben. Man gräbt nach und findet dort 893 Goldmünzen eingemauert versteckt.

Hollender
J. Hahn weiß von einem Knaben aus dem schwäbischen Dorf H., der bei einem Ausflug auf einen schwäbischen Berg von plötzlichem Schauern überfallen wurde. Er sieht Mönchsgestalten da wandeln, wo er gerade wanderte. Daraufhin grub man auf jenem Platz in die Tiefe und fand die baulichen Reste eines ehemaligen Männerklosters. Der Knabe konnte davon keinerlei Vorkenntnis haben.²⁾

Zschokke
Heinrich Zschokke, der deutsch-schweizerische Schriftsteller (1771–1848), saß im Gasthaus einem jungen Mann gegenüber, den er nie zuvor sah. Plötzlich erwachte in Zschokke die Gabe des inneren hellen Sehens, und die Vergangenheit des jungen Mannes zog an seinem inneren Auge klar vorüber. Zschokke erzählte sogleich der ganzen Tischrunde, was er gesehen — auch einen Kassendiebstahl mit allen Einzelheiten des Rauns. Der also durchschaute Mann gestand von Satz zu Satz die Wahrheit dessen, was Zschokke sah und sagte.³⁾

Schermann
Der gegenwärtig in Wien lebende Jude Rafael Schermann besitzt die Gabe, aus ihm vorgelegten Briefen, die er kaum zu berühren, kaum zu überfliegen nötig hat, die Vergangenheit des Schreibenden hellstichtig darzustellen, wobei ihm auch die Aufdeckung von Verbrechen gelingt.

Der Soldat W. T. in K. schrieb von der Front aus seiner Braut nach Deutschland, er habe sie in Augenblicken der Untreue mit dem inneren Auge gesehen. Sie weist diese Unterstellung im Antwortbrief weit von sich. Er stellt ihr nun genaue Zeit, Umstände und Person des Verführers dar, worauf sie die Untreue zugeben mußte.

Sordabry
Weit häufiger sind die Fälle, wo die Hellsicht mit einem Ereignis, das sich sehr weit entfernt begeben kann, gleichzeitig wird. Das berühmteste dieser Beispiele aus älterer Zeit ist von dem schon genannten Emanuel Swedenborg überliefert. Im September 1759 ging er, aus England kommend, in Göteborg nachmittags 4 Uhr an Land. Er ist im Kreis von 15 Mitreisenden. Abends 6 Uhr überfällt ihn eine unerklärliche Bestürzung, ängstliche Unruhe läßt ihn nicht mehr zuhause bleiben, er sieht das 50 Meilen entfernte Stockholm von einem Riesenbrand heimgesucht, nennt seinen Begleitern bestimmte, ihm vertraute Häuser, auch sein eigenes, die er brennend bzw. vom Brand verschont sah. Gegen 8 Uhr abends ruft er erleichtert aus: „Gottlob! Das Feuer ist gelöscht, die dritte Tür vor meinem Haus!“ Es stimmte aufs Wort.⁴⁾

Filippen
Frau S. A. in D. hat plötzlich in höchster seelischer Erregung den Drang, ihre Arbeit liegen zu lassen. Weinend kniet sie sich in der Küche nieder und ruft mehrmals: „Es zieht mich immer etwas in den Boden hinein!“ — Am nächsten Tag kam die Nachricht, ihr Sohn sei gestern ertrunken. Es war, wie die Nachprüfung ergab, zur Stunde ihrer Angst, auch wenn diese Angst nicht ein ganz klares Bild in der Seele der Mutter ausformte. X

Frau L. S. in J. überkam an einem Sommertag 1942 arge Unruhe und Beklemmung, die sich immer mehr steigerte. Aber sie arbeitete trotzdem den Nachmittag über im Garten, immer wieder ausrufend: „Mein Th. stirbt!“ Zwischen 5 und 6 Uhr litt sie am schwersten. — Kurz hernach kam die Nachricht seines Heldentodes. Seine Sterbestunde stimmte genau mit dem Hellwissen seiner Mutter überein.

B. K. in D. berichtet von einer besonders übel belcumundeten Bäuerin, die nach ihrem Ableben von zwei Pferden aus dem Hoftor hinaus gefahren werden sollte. Die Pferde aber sträubten sich unter Zeichen des Entsetzens und waren nicht zu bewegen, den Sarg über den Hofraum hinauszuziehen. Sie mußten ausgespannt und der Sarg getragen werden.

Auch Hunde können ein hellstichtiges Gespür haben. L. S. in H. besaß zwei edle, sehr geliebte Hunde, die seine Mutter gut pflegte. Die

Hunde mußten jedoch fortgegeben werden, ehe die Mutter starb. Als deren Leichenwagen mit dem Leichenzug an der Straße, in der die Hunde ihre neue Unterkunft gefunden hatten, vorbeizog — nicht etwa am Hause — rannten die Hunde wie rasend an den Wänden hinauf und waren durch nichts zu beruhigen. Die Hunde sahen dabei nichts von dem Leichenzug.

Besonders bemerkenswert ist ein Fall, bei dem der Hellsehende von dem hell Gesehenen, einem Soldaten, wiederum ‚gesehen‘ wird.

Ein ostpreußischer Gutsbesitzer hatte einen Russen als Schäfer. Dieser besaß die Gabe des Hellsehens. Eines Tages ‚sah‘ dieser Schäfer Wassily den Sohn des Gutsbesitzers mit Kameraden an einem General vorüberziehen, jedoch war seine Stirne verbunden. Er erzählte das Gesicht dem Gutsherrn, der ihm das Weitererzählen verbot. Später schrieb der Sohn heim: „Ich habe eine leichte Stirnverwundung. Aber an unserem General bin ich doch mit vorbeimarschirt. Als ich den General sah, sah ich hinter ihm unsern Wassily stehen. Übrigens ist der General am Tag darauf gefallen...“

A. P. in A. schreibt: Meine Frau hatte am 27. Dezember 1941, früh 4 Uhr, bei völlig wachem Zustand ein Erlebnis. Sie sah unseren Willi mit einem Kameraden unter dem Ruf „Mutter!“ ins Wasser springen. Ich konnte sie nicht besänftigen...

Mein Sohn Willi berichtete uns am 4. Januar 1942 von Hamburg aus: In der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember mußten unsre drei Boote an die Küste von T. fahren. Ein starker Feindverband griff uns gegen 4 Uhr plötzlich an. Unser Boot erhielt gleich drei schwere Treffer und begann schnell zu sinken. Es sank in 4 Minuten. Als einer der Letzten mußte ich über den schräg nach hinten liegenden Schornstein ins Wasser springen, wo ich nach zweistündigem Treiben in grimmigster Kälte endlich aus dem Wasser gezogen wurde...“

An das Wort „Der Tod ist zu unsern Fenstern hereingefallen“ (Jer. 9, 20) erinnert, wenn auch dort nicht übersinnlich gemeint, die Erzählung „Der Kopf im Fenster“ von Wilhelm von Scholz.

Ein deutscher Maler, der in Rom lebte, kehrte gegen Mitternacht in sein einsames Weinberghaus zurück. Unterwegs begegnet ihm ein Erdarbeiter, dessen Gesicht ihn so beeindruckt, daß er es sogleich zu Hause mit Kohle skizziert, ehe er sich niederlegt. Aus dem Schlaf wacht er plötzlich auf und sieht im Mondenschein seinen Hund gespannt nach dem Fenster sehen, ohne zu bellen. Dem Zuruf des Malers bleibt er taub. Da sah auch der Maler nach dem Fenster, starrte, wischte sich über die Augen, starrte wieder — durch die

Scheibe sah mit angstvoll verzerrtem Gesicht der Kopf jenes Arbeiters herein, als hätte er sich bis zur Brusthöhe am Fenstersims emporgezogen. Alle Einzelheiten waren ganz deutlich. Die Augen angstvoll aufgerissen, der Mund hilfeflehend geöffnet, an der linken Schläfe tropfte Blut herunter.

Kaum gesehen, zerging der grausige Anblick, ohne daß eine Bewegung wahrgenommen worden wäre. Schutzsuchend kam der Hund jetzt zu seinem Herrn. Gleichzeitig war jener Arbeiter ermordet worden, auf dem Weg, den der Maler gegangen war.

Am nächsten Tag wurde der Maler dem Toten durch den Polizisten gegenübergestellt, als die Untersuchung die Nächstwohnenden heranzog. Genau wie im Fenster erschienen, lag der Tote da, die linke Schläfe blutverklebt. Die Kohlezeichnung stimmte mit dem Gesicht des Toten überein. Es ergab sich, daß der Ermordete ein ehemaliger Schäfer aus dem Albanergebirge war, der selbst die Gabe des Hellsehens hatte! In seiner Tasche fand sich ein Zettel: „Ich gehe jetzt einen schweren Weg. Vielleicht kehre ich nicht heim, rette aber ein anderes Leben.“ Die Mörder gestanden, daß sie sich geirrt hätten, da sie den deutschen Maler berauben wollten.⁵⁾

H. H. in E. sollte mit seinen Kameraden der Oberklasse des Gymnasiums eine ungewöhnlich schwierige physikalische Schularbeit bewältigen. Keinem gelang die Lösung. H. betete um eine Erleuchtung. Kurz darauf sah er „wie mit leuchtender Schrift“ die Lösung an der Tafel stehen; von der Lösung aus, die er niederschrieb, gelang ihm die ganze Ausarbeitung. Beim späteren Durchsprechen der Aufgabe fragte der Professor, wie H. als einziger die Lösung gefunden habe. „Ich habe gebetet“, bekannte er. „Ei, ei, Sie stehen wohl mit Geistern in Verbindung?!“ antwortete der Mann...

Hellsehen in Bezug auf die Zukunft

W. H. in M. fuhr als Knabe mit anderen Kameraden gegen Abend auf einem hochaufgeladenen Heuwagen der Kleinstadt M. entgegen. Als der Heuwagen noch in größerer Entfernung von einer einsamen Mühle langsam dahinfuhr, sah H. plötzlich die Mühle lichterloh brennen. Er teilte sein Gesicht sofort den anderen Kindern mit, verwundert, daß sie nicht auch in sein Entsetzen und seine ängstlichen Worte und Tränen einstimmten. Jene aber sahen nichts. Einen Tag später brannte die Mühle vollständig nieder. Sie wurde nie mehr aufgebaut.

Reinhold Schneider vermerkt in seinem Buch „Das Inselreich“ eine hellseherische Schreckensminute der Königin Elisabeth von England. Sie erblickte in einem Winter in Whitehall, nachts, ihren eigenen Körper, der ungewöhnlich mager war wie ein Gerippe, in feurigem Licht.⁹⁾

Lieblicher ist die hellseherische Begegnung, die der junge Goethe mit sich selber hatte: „Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen, es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg.“

Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Weg fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen... Das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung...“)

Jean Paul wurde eines Abends von der Innenschau seines eigenen Sterbens so deutlich überfallen, daß er im Tagebucheintrag vom 15. September 1790 diesen Abend „den wichtigsten seines Lebens“ nennt. Er erblickt sich auf dem Totenbett, ohne aber sein eigentliches Wesen, sein denkendes und wollendes Ich als tot zu erleben. „An diesem Abend ging ich vor mein künftiges Sterbebett durch 30 Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Totenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge — ich hörte meine kämpfenden Phantasien der letzten Nacht.“ Im Bewußtsein, einem unabwendbaren Schicksal entgegengehen zu müssen, schließt er seinen Eintrag: „So nehme ich jetzt von der Erde Abschied.“ — Sein Tod ereignete sich erst 35 Jahre später, am 25. November 1825 in Bayreuth.⁹⁾

Walter von Hollander erinnert an eine Hellsicht der Gattin des Studienrates C. in W. aus den Januartagen 1912, welche ein Riesenschiff sah, auf dem keine deutschen, sondern fremde Matrosen Dienst taten. Sie sah ferner einen riesigen Eisberg, auf den das Schiff zufuhr. Rettungsboote werden herabgelassen — diese versinken, weil sie von Menschen überfüllt werden, sofort. Es verlöschen die Lichter, Panikszene, Schlagen, Stoßen... Eine Kapelle spielt... Turmhoch richtet sich das Schiff auf, mit einem Male versinkt es in der Tiefe. — Drei Monate vergingen. Im April geschah haargenau, was die Frau vorausgesehen, ohne mit dem Schiff in irgendeiner Beziehung zu

stehen: es war der Untergang des englischen Riesenschiffes ‚Titanic‘ am 14. 4. 1912.⁹⁾

Ein Dorflehrer A. H., hellseherisch begabt, sieht eines Tages den Müller des Dorfes aus seinem Anwesen wegsterben und, wie herkömmlich, von seinen zwei Pferden zum Friedhof gefahren werden. Merkwürdigerweise sind es weiße Pferde, Schimmeln ähnlich. Er erzählt das Gesicht dem Müllerssohn. Dieser beschließt, beim Ableben seines alten Vaters schwarze Rappen einzuspannen, damit der Lehrer ins Unrecht gesetzt werde. Der Sterbetag des Vaters naht; der Begräbnistag und die Begräbnisstunde fallen mit einem argen Schneesturm zusammen, wie jener Februar noch keinen aufwies. Als die Rappen zum Hoftor hinausfahren, sehen sie schneeweiß aus.

Sigismund von Radecki verbürgt sich für die echte Überlieferung einer geradezu prophetischen Hellsicht eines ungenannten Offiziers vom III. preußischen Garderegiment, die dieser in der Nacht des 2. August 1914 gehabt und sogleich niedergeschrieben hatte. (Zuerst veröffentlicht von Borngräber 1917, nachdem der Offizier bereits gefallen war.)

Er sah den unglücklichen Verlauf des ersten Weltkrieges voraus: die Teilnahme fast aller Völker der Erde, Deutschlands Niederlage, die Absetzung der Hohenzollern, und endlich die genaue Jahreszahl des Endes: 1918.

Einzelheiten schildert er in bildlicher Form; so sah er Kaiser Wilhelm II. im Krönungsornat auf dem Thron sitzen, aber die Luft immer grauer werden, bis der Thron im Nebel zusammenstürzt und mit dem Kaiser verschwindet. Am erstaunlichsten aber die Bemerkung am Schlusse: „Nach 1918 folgt eine unruhige, unglückliche Zeit für Deutschland. Sie wird an die dreißig Jahre dauern und erst ein Ende nehmen, wenn das Ringen um die Weltgeltung zwischen Rußland und Amerika sich entschieden hat.“ Radecki folgert aus dem verblüffenden Schlußatz, den damals — 1914! — auch nicht der gerissenste Diplomat zu denken gewagt hätte: „Er läßt an die Echtheit des übrigen glauben.“¹⁰⁾

K. R. in N.-R. lernte im zweiten Weltkrieg bei seiner Truppe einen Kurdirektor St. aus Bad K. kennen, der die ungewöhnliche Gabe hatte, nach kurzem Blick auf einen vorgelegten Brief, dessen Inhalt ihm ganz gleichgültig war, Künftiges aus dem Leben des Schreibenden zu berichten. Er hielt jedoch mit dieser Gabe sehr zurück und gab zu, daß sie ihm durchaus nicht immer verfügbar sei.

So sagte er diesem Kameraden, der einen Feldpostbrief seiner eigenen Frau vorgelegt hatte, ohne jegliches Vorwissen: „Deine Frau ist eben jetzt lungenkrank in einem Sanatorium. Sie wird aber zunächst genesen, wird dich zu Weihnachten daheim erwarten, aber umsonst. Ich sehe dich erst im Frühjahr 1944 daheim auftauchen. Du wirst aber deine Frau nicht daheim treffen; ich sehe sie wieder in einem Kurheim ihrer Lunge wegen...“ Das alles traf wörtlich genau ein, ebenso andere Umstände, die nicht veröffentlicht werden können.

Durchblicke in die jenseitige Welt

„Des Knaben Wunderhorn“, die kostbare Sammlung altererbten Volksliedergutes, enthält das fromme Sprüchlein:

SEIN ganz himmlisch Heer
rondet um uns her!

Damit ist in schlichtester Form des namenlosen Volksmundes die uralte Weisheit der Bibel eingereimt: um uns ist jetzt schon die unabsehbare Schar der Engel her, die ‚Boten des Unsichtbaren‘, die oberen Scharen der schon Vollendeten, die um den Thron des dreimal heiligen Gottes stehen, zu Seinem Dienste immer bereit.

Aber nun ist das Entscheidende und für uns so unvergleichlich Tröstende, daß wir nicht etwa dem Buchstaben der Bibel wehmütig nachzutruern brauchen, sondern es heute ebenso erfahren dürfen: die Welt der Engel ist da, ist unmittelbar um uns her wie die Luft, die wir einatmen, als eine höhere Wirklichkeit, die nicht hinter dem Milliardenwarm der Sterne beginnt, sondern uns hienieden schön von allen Seiten umgibt. Den meisten unsrer Zeitgenossen entspricht aber noch immer die aufklärerische Abweisung der Engelwirklichkeit, wie sie Nathan der Weise in Lessings Drama ausgesprochen: „Dem Menschen ist ein Mensch noch immer lieber als ein Engel.“

Zumeist muß uns erst die Zuchtrute Gottes so hart geschlagen haben, daß wir wie die Jungfrau von Orleans aufstöhnen „O, hat der Himmel keine Engel mehr?“ — Luther hat sich schon dagegen gewandt, daß gerade das fromme Denken Himmel und Erde weit auseinander spannen will, als ob räumliche Maßstäbe überhaupt zureichten; er warnt: „Man soll den Himmel keineswegs von der Erde scheiden, so wenig ihn David von Zion und Jerusalem scheidet...“ (zu Psalm 123, 1).

Das Helferamt der Engelscharen preist Luther sich und allen Angefochtenen zum Trost, wenn er etwa zu Psalm 34 sagt: „Wir meinen,

daß die Engel nicht nach uns fragen, noch sich unser annehmen, sondern droben im Himmel gar müßig sind und Kurzweil treiben, meinen, sie seien ganz weit von uns, so wir doch sehen, daß durch ihren Schutz und Dienst alles, was wir haben, erhalten und beschützt wird, und die Menschen oft greulich umkommen, wo sie vom Dienst der Engel entlassen werden.

Die Väter haben diese Verheißung fest und ohne allen Zweifel geglaubt. Derhalb, wo wir gottselige Leute sind, sollen wir auch an die Verheißung glauben des, der nicht lügen kann. Alsdann sind wir gewiß unter seinem Schutz und Schirm, dazu ist's auch gewiß, daß die heiligen Engel auch bei uns sind. Wo uns aber über und wider solch Vertrauen und Schutz irgendein Unfall begegnet, das geschieht denn aus sonderlichem Rat Gottes, der uns verborgen ist, und vornehmlich wissen die Widersacher davon nichts.

Also sollen sich aber die Gottseligen trösten: Ich weiß, daß ich die heiligen Engel zu Hütern habe; daß ich aber noch Widerwärtigkeit leiden muß, befehle ich dem Willen Gottes. Denn ich bin in dem Heerlager der heiligen Engel. Gott ist kein Lügner.“

Damit ist Luther ein gehorsamer Schüler der Bibel geblieben; hat doch Jesus Christus mit dem Dasein und Nahesein der Engel des Himmels immer gerechnet; ja Christus spricht ein einziges Mal die ungeheuerliche satanische Gegenwirklichkeit andeutend aus, wenn er auch dem Teufel im ewigen Feuer „seine Engel“ zuspricht (Matth. 25, 41). Sie also sind die Verstörer des Weltgefüges, die im Dienst des Satans den Ablauf der ganzen Weltgeschichte durcheinander werfen, weil ihr Gebieter der „Diabolos“, der Durcheinanderwerfer ist. Ihnen stehen die oberen Scharen der lichten Himmelswelt gegenüber, sie, die „allzumal dienstbare Geister“ sind, „ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit.“ (Hebr. 1, 14.) Es ist wieder Luther, der die Engelscharen des Himmels in ganz nüchterner Weise denen der Hölle gegenübergestellt hat: „Gleichwie die bösen Engel nichts anders denken, denn wie sie uns zu Sünden und Schaden können bringen: also sind die guten Engel stets um uns und bei uns, daß sie uns helfen, daß wir bei der Wahrheit bleiben, unser Leib und Leben, Weib, Kind und was wir haben, vor dem Teufel behalten mögen. Daher kommt es, daß man sagt, und ist recht geredet: du hast heute einen guten Engel gehabt.

Das ist so viel gesagt: Vernunft hätte das Übel nicht verhüten können; wenn die lieben Engel nicht wären gewesen, sollte dir der Teufel haben das Bad zugerichtet. Darum haben sie auch einen feinen Namen, daß sie heißen „Angeli“, Boten oder Botschaft, daß sie von Gott gesandt sind. Die Schrift nennet sie nicht nach ihrem

natürlichen Wesen, sondern nach ihrem Amte. Darum bin ich dem Namen „Engel“ sehr hold: denn sie sind unsres Herrn Gottes Botschaften. Sie regieren, schützen und behüten uns vor allem Übel; das tun sie fleißig und mit Freuden.“

Sadhu Sundar Singh, der große indische Missionar Jesu Christi unter seinem eigenen Volk, ist mehrmals einer Engelerfahrung gewürdigt worden, ehe er als treuer mutiger Zeuge seines Herrn auf einer seiner Missionspilgerfahrten 1929 in Tibet verschollen ist. Er erzählt: „Auf einer Reise in Tibet wurde ich zum Tode verurteilt. Mit zerschlagenem Arm brachte ich drei Tage und Nächte in einem finsternen tiefen Brunnen zu, auf den furchtbar riechenden Leichen der vor mir verurteilten Verbrecher, in großer Qual und Todesnot. Ich bereitete mich betend auf den Tod vor und wurde in dieser entsetzlichen Grube wunderbar getröstet und beglückt durch die Nähe des Heilands.

Da öffnete sich in der dritten Nacht der zugeschlossene eiserne Deckel des Gewölbes, und eine Stimme rief mir zu, ich solle den Strick fassen, der zu mir herabgelassen würde. Ich ergriff mit dem gesunden Arm das Seil. Auf diese Weise wurde ich herausgezogen und gerettet. Auch heilte die Hand des wunderbaren Helfers, der alsbald verschwand, meinen zerschlagenen Arm.

Nach einigen Tagen der Rast fing ich wieder an zu predigen und wurde vor meinen Richter, den Lama, geführt, der entsetzt an seinem eigenen Gürtel den einzigen Schlüssel zum Brunnen fand, den er geraubt glaubte.“¹¹⁾

In den „Gesammelten Schriften“, die uns Friso Melzer vermittelt hat, gewinnen wir weiteren Einblick in den innigen Umgang Sundar Singhs mit der Welt der himmlischen Boten. Nur auf Drängen seiner Freunde entschloß er sich, einige seiner Schauungen niederzuschreiben, um auch anderen eine geistliche Hilfe zu bieten:

„Ein Engel erzählte mir, wie ein wahrer Christ, der seinem Meister dreißig Jahre von ganzem Herzen gedient hatte, im Sterben lag. Einige Minuten, ehe er starb, tat Gott ihm seine Geistesaugen auf, damit er, noch bevor er den Leib verließ, die Geisteswelt sehen und denen, die um ihn herumstanden, erzählen könnte, was er gesehen. Er sah, der Himmel war vor ihm aufgetan worden, und eine Schar Engel und Heiliger kam ihm entgegen; und an der Tür wartete der Heiland mit ausgestreckter Hand, um ihn zu empfangen.

Als all das über ihn hereinbrach, stieß er einen solchen Schrei der Freude aus, daß die an seinem Bett Stehenden erschrakten. ‚Was für eine frohe Stunde ist das für mich!‘, rief er aus. ‚Lange habe ich

darauf gewartet, daß ich meinen Herrn sehen und zu Ihm gehen könne. O Freude! Seht, wie Sein Angesicht ganz von Liebe leuchtet, und seht die Engelschar, die gekommen ist, mich zu holen. Was für ein herrlicher Ort ist das! Freunde, ich breche nach meiner wirklicher Heimat auf; grämt euch nicht über meinen Fortgang, sondern freut euch!‘

Einer von denen, die an seinem Bett standen, sagte leise: ‚Sein Geist ist irre.‘ Aber er hörte die leise Stimme und sprach: ‚Nein, so ist es nicht. Ich bin ganz bei Bewußtsein. Ich wünschte, ihr könntet diesen wundervollen Anblick sehen. Es tut mir leid, er ist vor euren Augen verborgen. Lebt wohl! Wir werden in der andern Welt einander wieder begegnen.‘ Nachdem er das gesagt hatte, schloß er seine Augen und sprach: ‚Herr, ich befehle meine Seele in deine Hände.‘ Und so schlief er ein.“

Dies Wenige sei nur als Leseprobe aus den Schriften des begnadeten, schon ganz in der jenseitigen Welt beheimateten Sehers und Predigers Sundar Singh angeführt.¹¹⁾

Die Engelerfahrungen eines so erlauchten Geistes stehen aber in unsrer Zeit nicht allein. Zumeist werden sie erlebt als Rettungen aus besonderer Gefahr des äußeren leiblichen Lebens, als „die rettende Hand“, die sich wohl zuzeiten, aber äußerst selten, eines Wunders bedienen mag, zumeist in Geschehnisse des Alltags gewandert ist, wobei wir uns wieder an Erich Schick erinnern wollen: „Es sind nur Augenblicke, und oftmals unscheinbare Augenblicke, in denen jene Begegnungen geschehen und diese Erkenntnisse in uns aufleuchten ... Das Gepräge der heiligen Unaufdringlichkeit wohnt ihnen so oft bei, daß wir darüber hinwegsehen, hinwegleben“.

Zunächst ein Widerfahrnis eines Kindes in meiner Heimatstadt A. Ein kleiner Junge gerät unachtsam auf die Fahrbahn neben dem Bürgersteig und wird sogleich von einem Lastauto überfahren. Mehrere Menschen beobachten den blitzschnellen Unfall, darunter eine Diakonisse. Gegen alles Erwarten der Augenzeugen kann das Büblein aber nahezu unversehrt, nur staubig und leicht verschrammt, wieder unter dem Auto hervorkommen und seinen Weg weitergehen. Es war ‚eigentlich‘ menschen-unmöglich!

Da eilt ihm die Diakonisse entgegen und ruft: „Du hast aber einen guten Engel gehabt!“, worauf das Kind ihr mit der Selbstverständlichkeit reinen Kindersinnes antwortet: „Nein, es waren zwei!“ Das Kind kann im Augenblick solcher Gefahr einen Blick hinter den Vorhang getan haben. Wer wollte diese so glaubwürdig gegebene Antwort anzweifeln und auf die beliebte Schuldseite kindlicher Großsprecherei abschieben?

Frau J. H. in A. hatte während der Kriegsjahre an fünf besonders schweren Sorgen zu tragen, die sie immer wieder im abendlichen Gebet Gott ans Herz legte. An einem solchen Abend erblickte sie ihrem Bett gegenüber aus einer dunklen Ecke heraus die Gestalt einer Engelshand aus fahlem Schein immer deutlicher werden, erkennt in dieser Hand fünf nebeneinander liegende Schriftrollen, den Ansatz eines weiten Ärmels, ein hinabfließendes Gewand — aber keinen Kopf. Sie beschrieb die Gestalt als überlebensgroß; der Kopf blieb unenthüllt. Die Erscheinung dauerte gerade so lange, daß die im Gebet Ringende die Nähe des Engels zweifelsfrei gewahr werden konnte.

So wußte sie untrüglich, ihre fünf Sorgen sind in den Händen des Engels, sind in Gottes Händen geborgen. Und sie erlebte, wie sich Sorge um Sorge löste und zerging, weil sie alle beschlossen waren in der Geborgenheit, die Psalm 139, 16 aussagt: „Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereit war, und alle Tage waren in Dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, als derselben keiner war.“

Kunstmaler E. V. in Ch. berichtet in seinem Vortrag „Vom Segnen“: Eine Frau wurde im Walde von einem Mann bedroht, der sie ermorden wollte. In Sekunden höchster Lebensgefahr hatte sie die übermenschliche geistliche Kraft, den Mann zu — segnen. Überrascht ließ er sofort von ihr ab, ermordete aber in seinem satanischen Mordrausch in gleicher Nacht eine andere Frau. Vor dem Richter sagte er auf die Frage, warum er von der ersten Frau abgelassen habe: „Ich konnte nicht. Sie war von zwei starken Männern begleitet.“ Es waren die Retter aus der unsichtbaren Welt, welche selbst der segnenden Frau verborgen blieben.

Frau C. H. in W., eine ganz schlichte, nüchtern-gläubige Frau, lag wochenlang krank darnieder, ging dann aber einer langsamen Genesung entgegen. In der Zeit des Wendepunktes zur — kaum mehr vermutbaren — Gesundung hatte sie, wie sie anderntags ihrem Pfarrer W. H. erzählte, eine Engelserscheinung. Es war abends 10 Uhr. Die Angehörigen hatten sich an ihrem Bett verabschiedet und das Licht gelöscht. Da war es ihr, als sanken die Wände des Zimmers weit zurück und gäben einen großen runden Raum frei. In diesem Rund erschien, körperhaft eindeutig wahrnehmbar, die Gestalt eines Engels, der einen halbkreisartigen Weg um das Bett der Kranken, auf lautlosen Sohlen, weiß angetan, zurücklegte und dann ans Bett trat, um über die Stirn der Liegenden zu streifen, wobei es „wie Seidenpapier“ hörbar geknistert habe. Zunächst befiel die Kranke ein Schrecken; aber sie überwand ihn schnell und

sah mit ganz klarer Ruhe der Gestalt entgegen, bis sie in die Unsichtbarkeit zurückwich.

Als C. St. in U.-B. im letzten Atemzug lag, trat, vom Fenster her näher schwebend, ein Engel an das Sterbelager, umfing die Sterbende mit beiden Armen am Kopfkissen und entschwebte wie ein zergehender Hauch, nachdem er sich noch küssend über ihre Wange gebeugt hatte. — Zwei Verwandte waren gleichzeitig im Sterbezimmer anwesend. Während B. S. diese Engelserscheinung untrüglich mit klaren Sinnen wahrnahm, blieb sie aber G. S. völlig verborgen, obwohl B. sogleich fragte: „Siehst du's auch?“

Zu diesen Erlebnissen aus dem letzten Jahr fünf gesellen sich drei andere, die beweisen, wie die Engel bei ihrem rettenden Dienst sich auch des nur scheinbaren „Zufalls“, auch der feldgrauen Kleidung, der menschlichen Gestalt bedienen, so daß dem Geretteten im Nachschauen und Nachstaunen die Erfahrung des Tobias zuteil wird: „Er wußte nicht, daß es ein Engel Gottes war.“ (Tobias 5, 6 u. 29.)

In der westdeutschen Großstadt B. wurde 1941 ein junges Paar kriegsgetraut. Die Hochzeit fand im Elternhaus des Bräutigams statt, wo das junge Paar auch für die kurzen Urlaubstage verblieb. Am Morgen nach dem Hochzeitstag klingelt es heftig schon in aller Frühe. Die Mutter öffnet, um das junge Paar nicht zu stören. Ein Telegraphenbote stand vor der Tür, ein Schmucktelegramm abzugeben, das an den Bräutigam gerichtet war. Der Mann ließ sich jedoch nicht darauf ein, die Empfangsbestätigung von der Mutter unterschreiben zu lassen, so daß sie trotz ihres Unwillens genötigt war, das Paar zu wecken. Sie tat es endlich und fand die Jungvermählten in tiefstem Schlummer — einem beinahe tödlichen Schlummer, denn das Zimmer war mit Gas gefüllt, das unbemerkt auströmt war.

Die Mutter, der der Geruch erst beim Betreten des Schlafzimmers entgegenschlug, öffnete blitzschnell die Fenster. Die beiden Hochzeiter mußten bereits bewußtlos ins Krankenhaus verbracht werden, wo sie zu ihrem Erstaunen beide wieder erwachten.

Der Dienst der Engel hatte sich also eines Telegramms oder, wenn man will, eines nicht abweisbaren Postangestellten bedient, zwei Menschenleben zu retten.¹⁰⁾

A. W. veröffentlicht in ihrem „Getreuen Bericht vom Januar 1943“ besonders wertvolle Begegnungen mit den Engeln.

Eine Offizierswitwe, mit ihrem Hausmädchen zurückgezogen lebend, entschloß sich eines Abends zu einem — nur sehr seltenen — Kinobesuch. Unterwegs wird aber, damals zu ungewöhnlich früher Stunde, Alarm gegeben. Die beiden Frauen suchen im nächstgelegenen Hause Schutz, das zu einer größeren Häusergruppe gehört, aber etwas abseits im Garten steht.

Bald ist der Luftschuttkeller gefüllt. Bald darauf eröffnet die Fliegerabwehr ein starkes, ja pausenloses Feuer. Eine Stunde lang dauern die schütternden, dumpfen, hellen, scharfen Schüsse an. Auf einmal hören die Leute im Keller ein lautes Motorendröhnen, und ehe sie sich bewußt werden, daß ein Flugzeug ungewöhnlich nieder gerade über ihrem Hause fliegen müsse, läßt ein eigentümlich ziehendes und danach donnerartiges Geräusch sie zusammenschrecken.

In diesem Augenblick tritt ein Mann zu den beiden Frauen, die in einem Kellerwinkel kauern. Er gehört weder zu der Gruppe halblaut plaudernder, einander wohlbekannter Hausgenossen, noch zu den zufällig Hereingeflüchteten. Niemand kann sagen, wo er herkam; es scheint unmöglich, daß er soeben aus der lärmdurchtsten Straße in den Keller herabgestiegen wäre, konnte doch seit Beginn des Feuers niemand mehr durch die Tür hereinschlüpfen. Auch später vermochten die Frauen nicht auszusagen, wie er ausgesehen, erinnern sich nur seines ungefähren Alters von 40 Jahren.

Der Mann nähert sich mit ruhiger Bestimmtheit den beiden und spricht sie an: „Hier sind Sie nicht mehr sicher. Kommen Sie, ich bringe Sie fort!“ Damit ergreift er die Hand der Frau, die sich ihm ohne zu denken fügt, zieht sie leicht von ihrem Sitz empor und entfernt sich mit ihr aus dem Raume, wobei das Hausmädchen vertrauensvoll folgt.

Die Drei beginnen eine seltsame Wanderung; es ist den Frauen, als schwebten sie mehr als daß sie gingen; ihr schweigsamer Führer geleitet sie bedachtsam, aber flink durch halbdunkle enge Gänge, deren Ausdehnung sie nicht abzuschätzen vermögen. Mehrmals biegen sie um Ecken, mehrmals erklimmen sie Stufen oder steigen solche hinab.

Die Wanderung scheint kein Ende zu finden, und die Frauen, die in ihrer seltsamen Lage kaum einer Überlegung fähig sind, wundern sich halb unbewußt, durch welches unterirdische Labyrinth sie der fremde Mann wohl führt. Denn es scheint weniger eine Flucht von gewöhnlichen Kellergewölben zu sein, die sie durchschreiten, als vielmehr eine kaum noch wirklich zu nennende Folge dämmernder, fast körperloser, schattenhafter Räume, bald eng zusammenlaufend, bald endlos sich weitend und ins Ungewisse sich verlierend.

Zuweilen scheint es ihnen, als schritten sie mitten durch Mauern, die sich vor ihnen plötzlich auftun. Jedoch sind sie beide so benommen, daß sie nicht imstande sind, sich unbefangen umzuschauen, um so vielleicht das Unwahrscheinliche mit kühlem, genauem Blicke zu meistern. Ebenso wenig aber kommt ihnen auch der Gedanke, das Vertrauen, das sie in den Fremden gesetzt haben, aufzugeben.

Endlich, nach Ersteigen einer steilen Treppe, finden sie sich unter freiem Himmel, und als sie wie Erwachende sich umsehen, gewahren sie, daß sie auf ihrer merkwürdigen Wanderung um einiges von dem Hause abgekommen sind, in dem sie eine Stunde zuvor Schutz gesucht hatten. „Sie gehen am besten sofort nach Haus!“ sagte der Fremde ernst und dringlich.

Im gleichen Augenblick hören sie das Entwarnungszeichen, und nun erst wird ihnen bewußt, daß der Lärm der Geschütze inzwischen verstummt ist. Aufatmend wenden sie sich nach ihrem Beschützer um — aber der Erdboden scheint ihn verschluckt zu haben!

Halb betäubt von dem soeben Erlebten, gehorchen sie der Mahnung des Fremden und wenden sich heimwärts, aus allerlei Anzeichen eiliger Geschäftigkeit, denen sie auf dem kurzen Weg begegnen — schnellfahrenden, Signale gebenden Wagen der Feuerschutzpolizei und einer im Sturmschritt anrückenden Abteilung Soldaten — sowie aus einer eigentümlich glostenden Helligkeit ihre Schlüsse zu ziehen. Kaum daheim angelangt, legen sie sich schlafen.

Da sie unweit der Villa wohnen, in deren Keller sie eine Zuflucht gesucht, erfahren sie am nächsten Morgen durch Nachbarn, daß dort neben Brandbomben auch eine schwere Sprengbombe niedergegangen sei. Die im Keller Verbliebenen wurden durch herabstürzende Mauern verschüttet, etwa zwei Minuten nach dem Fall der Bombe.

Einige Tage später, als die Verschütteten tot oder schwer verletzt geborgen waren, erkundigten sich die Frauen in der Nachbarschaft, wer der Fremde gewesen sein könne, der sie in jener Nacht „mehr wie ein Engel denn wie ein Sterblicher“ gerettet habe. Aber niemand weiß etwas über ihn zu sagen, und als sie versuchen, ihren seltsamen Weg unter der Erde zu schildern, begegnen sie überall ungläubigem Kopfschütteln.¹⁹⁾

Im gleichen Bericht folgt eine Engelserfahrung, die ein Soldat in Rußland machte:

Wir befanden uns mit einer Kampfgruppe auf dem Rückzug in Rußland. Dabei waren wir in ein unwegsames Sumpfgelände geraten. Wir waren auf eine Art Insel gelangt, von der aus wir nicht weiter kommen konnten, da sich kein Weg finden ließ, der durch den Sumpf

hindurchgeführt hätte. Die Russen hatten uns inzwischen entdeckt, und ihre Flieger bewarfen uns unaufhörlich mit Bomben. Die Lage war völlig aussichtslos, und wir sahen den Tod vor Augen. Nun befand sich bei unsrer Truppe ein Soldat, der den Spitznamen „Der Fromme“ trug. Der Führer unsrer Kampftruppe sagte zu ihm in spöttischem Tone: „Jetzt ist doch nichts mehr zu machen! Jetzt können Sie ruhig beten!“

Die Kameraden lachten, aber der Fromme ließ sich dadurch nicht stören, ging einige Schritte abseits, kniete an einem Gebüsch nieder und begann zu beten. Da trat plötzlich ein Feldgrauer zu ihm, den er nicht kannte, und sagte: „Ich werde euch herausführen. Ich kenne die Wege hier.“

Der Fromme ging zum Hauptmann und sagte ihm, der Feldgrau wolle sie durch den Sumpf führen. Die anderen Soldaten waren inzwischen verstummt, und alle folgten dem unbekanntem Führer. Er brachte uns auf sicheren Wegen bis dahin, wo wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Dort angekommen, wollte der Hauptmann den Unbekannten sprechen. Aber dieser war spurlos verschwunden.

Über diesen Vorfall wurde ein „offizieller Bericht“ an die vorgesetzte Dienststelle aufgesetzt. Der Erfolg war, daß uns allen aufs strengste verboten wurde, über dieses Vorkommnis zu sprechen.

Angesichts solcher Engelserfahrungen ziemt uns aber weder das Schweigen der zweifelnden Ungewißheit noch das Schweigen der Feigheit. Vielmehr sollte Anruf und Preis der allgegenwärtigen und, wie wir sahen, immer wieder da und dort erkennbaren Engelmächte uns die Zunge zur Anbetung der heiligen Engel lösen.

Wir widerstehen aber dem gewiß edlen, jedoch bibelfremden Gedanken, den Rudolf Steiner schon 1911 in einem Basler Vortrag aussprach: in solchen Engelsercheinungen verlebliche sich jetzt schon vorlaufend der wiederkehrende Christus, der als „ätherischer Christus in den nächsten drei Jahrtausenden immer mehr Menschen sichtbar wird.“

Die Bibel zeichnet das Kommen Christi zum Ende und zur Vollendung der Weltgeschichte als ein plötzliches, dem Blitze gleich, der vom Himmel zuckt, und die vorausgehenden Zeichen der Zeit sind uns durch seinen eigenen Mund und die prophetische Fernsicht Johannes des Apokalyptikers deutlich genug dargetan.

Vielmehr wollen wir solche Engelserfahrungen heutiger Menschen zu den herrlichsten Bewahrungen zählen, die jenen uralten Auftrag Gottes erhärten: die Engel sind die dienstbaren Geister, ausgesandt zum Dienst — ob es die Gefängniszelle des Apostels Paulus

ist oder der Luftschutzkeller in Berlin — an denen, die nach Gottes Vorsehung einer besonderen Rettung bedürfen, ohne daß sie deswegen wie alle Mitsterblichen aller Tiefen menschlichen Leidens enthoben wären. Wer einmal solches Bewahrtwerden erfuhr, ist keineswegs als Siegfried mit einer hörnernen Haut entlassen worden, sondern bleibt der immer gefährdete Mensch.

Wie sich Bewahrung und neues Leiden, versagte Bewahrung trotz innigsten Gebetsernstes, augenscheinliche Zufälligkeit und nachdeutbare Planung im Gewebe der göttlichen Führung miteinander verhalten, wird erst auf der Waage des Jüngsten Tages, da wir von einer Klarheit zur anderen geleitet werden, enthüllt. Indessen kann das Lob der Engel auch mitten in der Tiefe unsrer Anfechtungen seine Stätte haben.

Singt Lob zu allen Jahren,
singt Lob durch alle Welt!
Gott hat der Engel Scharen
als Wächter uns bestellt.
Wir schmachten nicht allein,
Ob unsern Häuptern schalten
die himmlischen Gewalten.
Braucht keiner einsam sein.

Ihr hohen Gottesboten,
ihr, aller Kinder Stern,
ihr Schnitter unsrer Toten,
Gewappnete des Herrn,
vom Vater und dem Sohn
gewiesne Bahn zu eilen,
zu strafen und zu heilen
kommt ihr vom ewgen Thron.

Ihr kündet Trost dem Volke,
brecht durch die Zellentür,
ihr wirket in der Wolke,
steigt aus der Gruft herfür;
will's Gott nach Seinem Plan,
so schlägt ihr mit dem Schwerte,
Feur, Wasser, Luft und Erde
macht Er euch untertan.

Singt Lob mit neuen Zungen,
ihr Dulder unterm Joeh!
Habt nicht umsonst gerungen —
die Engel kämpfen noch!
Führt Satan seinen Streich,
daß Krieg und Fried verwirren —
getröstet euch der Hirten
im unsichtbaren Reich!

Wir trutzen Plag' und Plagern,
als trat die Hölle her,
Ob unsern Häuptern lagern
die Engel wie ein Meer
breithin auf jeder Flur,
langhin ob allen Ländern
in himmlischen Gewändern -
sieht keiner eure Spur.

Doch mancher ahnt euch wandern,
spürt, wo ihr stille steht,
wo einer in des andern
güldenen Stapfen geht.
Wir stehn als Blinde da
und dürsten nach dem Lichte.
O macht die Nacht zunichte!
O Engel bleibt uns nah!⁽⁴⁾

Blicke in die Hölle

Wir dürfen nicht davon schweigen: es gibt Erlebnisse, die uns dicht an die noch verschlossenen Pforten der Hölle führen. Bekanntlich ist Luther der Wirklichkeit des Höllenfürsten in jahrelangen Anfechtungen bei Tag und Nacht völlig gewiß geworden und hat dem Widersacher Gottes und seiner heiligen Engelscharen aufs derbste widerstritten. „Wir wollen die ganze Larve des Teufels sehen, damit er sich befeißigt, Verzweiflung anzurichten in denen, welche in Todesnöten oder in den letzten Zügen liegen. Der erste Schrecken ist, wenn der Seele die Augen aufgetan werden, daß sie nun fühlt, daß sie ganz und gar entblößt und aufgedeckt steht vor aller Kreaturen Augen mit Schande ihres Lebens, daß sie unnütz und böse zugebracht hat . . .“ Denn der Teufel beginnt seine Sache „mit starken, gewaltigen Pfeilen anzugreifen“, Pfeilen „der heiligen Schrift“. Er versucht also, „daß er dich von Gott abziehen und es dahin bringen möge, daß du Gott mißtrauest und ihn lästern sollst“ (zu Psalm 22 und 31).

Der Teufel ist damit beschrieben als der Vater aller Anfechtungen — kann es anders sein, als daß er zuzeiten noch deutlicher erfahren, ja erlitten wird als in dem tausendfältigen Maskenspiel aller alltäglichen Sünden, alles Unglaubens, alles Haderns, aller Verstörungen des Weltgefüges — daß er als persönliche Macht und Gestalt wahrgenommen wird, so daß seine Verkleidung zerrissen ist, die Heinrich Heine einmal im „Buch der Lieder“ beschrieb:

Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,
er ist ein lieber, charmanter Mann,
ein Mann in seinen besten Jahren,
verbindlich und höflich und welterfahren.

Das uralte Volkswissen hat sich nicht zufällig einen großen Vorrat sprichwörtlicher Teufelsaussagen zu eigen gemacht, denen aber hier nicht näher nachgegangen werden kann. Diese Sprichwörter machen mit der Erfahrbarkeit des Satans so unverhohlenen Ernst, daß sie nicht nur Niederschlag „aufgezwungener“ kirchlicher Lehrüberlieferung sein können, sondern auf echte Widerfahrnisse zurückgehen müssen.

Wilhelm Löhe hat den unsichtbaren Streit im Reich des Geistes und der Geister, den Großkampf zwischen den Engelheeren Gottes und denen des Satans besonders klar in folgendem Satz ausgesprochen, in dem das ganze Wiedereinander der Weltgeschichte und der Widerstreit jedes einzelnen Menschenherzens dargestellt ist:

„Sei du sicher, daß, wenn in deiner Seele noch etwas ist, das verloren werden kann, so streitet sich irgend ein Teufel um deine Seele. — Wenn das Auge aufgetan würde, so sähest du um dich her die Teufel und die Engel, und wie sie um deine Seele kämpfen . . . Einst in der Ewigkeit wird deine Seele mit Staunen und Schrecken wahrnehmen, in welcher schrecklicher Gefahr du gelebt, wenn nicht dein Erlöser in dir wohnte, dich regierte, dein Herz und Gedanken lockte, und am Ende doch dein Geist herauskam aus des Teufels Angriffen zur ewigen Ruhe.“⁽⁵⁾

Der norwegische Bauernsohn Hans Nielsen Hauge zog als christlicher Erweckungsprediger im Jahre 1800 in eine verrufene Gegend, das Numedal, um auch dort das Licht Christi in den Herzen entlegenster Bauern zu entzünden.

Während er auf seinem Pferd dahin ritt, überfielen ihn immer wieder Anfechtungen. Er fühlte die Nähe des Satans körperlich hinter sich her. Am liebsten wäre er umgekehrt. Aber er zwang sich, den Weg fortzusetzen. Düstere Gedanken fallen ihn immer wieder stoßweise an, so daß es ihm ist „als ob der Teufel hinter ihm im Sattel säße.“ Aber mit letzter Kraft schüttelt er die Angst von sich ab. „Vorwärts will ich, vorwärts muß ich!“ ruft er und reitet scharf darauflos, bis er im ersten Kirchenspiel des Tales ankam.

Aber gerade dort ist ihm eine besonders gesegnete Wirkung beschieden worden. So hat der Apostel Nordnordwegens „die Kraft des bösen Feindes“ als „die Kraft eines rauhen Nordwindes, der durch

sein Wehen kalt und gefrieren macht, tötet und starr macht“ (Nikolaus von Cusa) zwar gespürt, aber im Sieg Christi überwunden.¹⁰⁾

Daß mancher Sterbende die Nähe des Höllenfürsten körperlich spürt als die greifbare Gegenwart einer dunklen Gestalt, können die Seelsorger auch unsrer jüngsten Zeit aus so manchen Begebnissen erhärten, die jeden Verweis an angstgeborene Wahnvorstellungen ausschließen.

Ein Mann allerhöchster weltlicher Ehren, dessen Name nicht einmal angedeutet werden soll, lag 1944 im Sterben. Er hatte jeden Zuspriech seines Seelsorgers, der ihn treu besuchte, auf gesellschaftlich höflichste Weise abgewiesen. Trotz sichtlichen gesundheitlichen Verfalls durften weder seine Schwägerin noch seine Gesellschafterin vor ihm vom Kranksein, geschweige denn vom Sterben, Sterbens-trost und Auferstehungsgewißheit sprechen. Zuletzt sank er in lange Zustände der Bewußtlosigkeit.

Aus einem solchen erwachte er plötzlich, fuhr aus dem Kissen hoch und schrie mit entsetztem Blick seine Gesellschafterin, die am Bett wachte, an: „Sag, bist du auch mit mir in der Hölle?“ — und sank sofort wieder in Bewußtlosigkeit zurück, die ohne weiteren Todes-kampf in sein Sterben übergang.

V

TOTENERSCHEINUNGEN

Wer unsrer Betrachtung bisher aufmerksam folgte und die dargebotenen Fälle auf sich wirken ließ, wird notwendig zu dem Schluß kommen: der Tod kann also doch nicht jener unheimliche Zerstörer sein, der auch das seelische Leben gänzlich auslöschen darf, wenn er uns die Leibeshülle abnimmt und diese allerdings der völligen Verwesung anheimgibt. Es bleibt etwas Überschießendes, Überlebendes an uns, das wir, wenn auch in einer uns ganz unbegreiflichen Seinsweise, als da-seiend, als lebendig verstehen können.

Daß Tote, längst Begrabene, wieder lebendig werden können, hat der alttestamentliche Prophet Hesekiel in einem gewaltigen Bilde dargestellt (Kap. 37), und die Botschaft Jesu Christi gipfelt in den mannigfachen Aussagen, nach welchen diese unsere Welt mit allen Lebenden und Toten der Schauplatz einer allerletzten Verwandlung zu einer ganz neuen lebendigen Daseinsform werden wird, wenn einmal, am Ende aller irdischen Tage, die Stunde der Weltvollendung durch Jesu sichtbare Wiederkehr schlagen wird.

Als ein erstes, vorlaufendes Zeichen solcher Verlebendigung verstehen wir den Bericht der Evangelien, nach dem schon in der Todesstunde Jesu die Gräber sich aufhoben und die Leiber vieler Heiliger, die da schliefen, aufstanden und „gingen aus den Gräbern nach Seiner Auferstehung und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen . . .“ (Matth. 27, 52f.).

Diese Erstlinge der Auferstehung sind aber wiederum entschlafen: ihre Auferstehung war nur ein vorläufiges Zeichen: Christus ist für euch in den Tod gegangen, aber, als der Fürst des neuen Lebens, kann und wird er allen, die an ihn glauben, das widerfahren lassen, was jenen Erstlingen der Auferstehung geschah. —

Luther hat diese Botschaft der Todesüberwindung „das rechte goldene Kleinod des Evangeliums“ genannt, hat daher, wie Justinus Kerner in seiner „Seherin von Prevorst“ sagt, ebenso wie Melancthon auch das jetzige Wiedererscheinen einzelner Toten für möglich gehalten. Freilich hat die Theologie mit gutem Grunde sich genauer Aussagen in biblischer Keuschheit enthalten; auch Adolph Schlatter wagt nicht mehr in seiner Dogmatik zu sagen als dies wenige, aber entscheidend Wichtige: „Wir erwarten auch nach dem Tode unsere Ausrüstung mit einem Organ, das irgendwie unserem Leibe vergleichbar ist.“

Es ist eine außerordentlich reizvolle Aufgabe, den Spuren jenes Wiederverkörperungsglaubens durch die Literatur aller Jahrhunderte nachzugehen. Aber das liegt jenseits unsrer Absicht. Nur einiges wenige sei im Vorbeigehen angeführt. Angelus Silesius hat im „Cherubinischen Wandersmann“ seinen Glauben, „Kein Tod ist ohne Leben“, so gefaßt:

Ich sag, es stirbt nichts. Nur daß ein ander Leben,
auch selbst das peinliche, wird durch den Tod gegeben.

Goethe
Goethe hat Eckermann gegenüber die Überzeugung ausgesprochen: „Mich läßt dieser Gedanke (an den Tod) in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Gewißheit, daß unser Geist ein Wesen ganz unzerstörbarer Natur ist.“ Ähnlich äußert er in seinen letzten Lebensjahren: „Ich möchte mit Lorenzo di Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dies Leben tot sind, die kein anderes erhoffen.“ Auch Schiller hat das Unzerstörbare gemeint, wenn er den Tod nur „als einen mächtigen Vermittler“ („Braut von Messina“) gelten ließ. Diese Ahnung der Wiederkehr alles Einmal-Lebendigen kommt noch viel klarer in seinem Gedicht zum Ausdruck:

Leicht verschwindet der Taten Spur
von der sonnenbeleuchteten Erde
wie aus dem Antlitz die leichte Gebärde —
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
was die geheimnisvoll waltenden Stunden
in den schaffenden Schoß aufnahmen.
Die Zeit ist eine blühende Flur,
ein großes Lebendiges ist die Natur,
und alles ist Frucht, und alles ist Samen.

In der gleichen Bahn bewegt sich Wilhelm von Humboldt in seinen „Briefen an eine Freundin“:
„Der Tod ist . . . bloß ein Zwischenereignis, ein Übergang aus einer Form des endlichen Wesens in die andere.“ Wo der Tod also nicht

mehr nur „der König der Schrecken“ ist, kann er in der Tat jetzt schon als die Wiege der Ewigkeit, als „unser eigentlicher zweiter Geburtstag“ verstanden werden (K. J. Weber), ja „ . . . als ein Bad nur. Aber drüben am anderen Ufer liegt uns bereitet ein neues Gewand.“ (E. Geibel).

Steht uns Wieder-Verkörperung, Wieder-Verleiblichung vor Augen, ist wirklich „Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes“ (Ötinger), dann hat Jean Paul recht, wenn er den Tod nicht als einen ‚Salto mortale, sondern Salto immortale‘ rühmt: „Dieselbe (göttliche) Notwendigkeit, die in diesem Leben meinen lichten Tautropfen, mein Ich, in einen Blumenkelch (der Welt) und unter die Sonne warf, kann es ja im zweiten (Leben) wiederholen; ja noch leichter kann sie mich zum zweiten Male verkörpern als zum ersten Male.“

Seine Hoffnung der irdischen Wiederverkörperung — die er mit Lessing teilt — begnügt sich aber nicht mit einer Wiederholung des Menschlich-Allzumenschlichen: „O, mein Geist begehrt etwas ganz anderes als eine aufgewärmte und neuaufgelegte Erde, eine andere Sättigung als auf irgend einem Kot- oder Feuerklumpen des Himmels wächst, ein längeres Leben, als ein zerbröckelnder Wandelstern trägt.“ („Unsichtbare Loge“).

In seinem unvollendeten Roman „Der Komet“ gibt Jean Paul eindeutig Christus die Ehre, weil nur Er im Auferstehungsgeschehen die ‚Materialität‘ der Welt aufgehoben hat.

Was die Bibel also durch Christi Mund bezeugt, hat im Chor großer Geister, die alle im Strahlungskreis Christi verblieben, mannigfach neuen Ausdruck gefunden, wenn auch nicht im Sprachklang unserer kirchlichen Lehrüberlieferung.

Martin Greif, Ina Seidel, Franz Werfel haben gelegentlich in ihren Dichtungen lyrischer Art die Vorstellung der Wiederverkörperung dargetan.

Ina Seidels hochbedeutsamer Roman „Unser Freund Peregrin“ bedürfte in diesem Zusammenhang einer eigenen Darstellung.¹⁾ Es sei nur noch verwiesen auf die erste der „Duineser Elegien“ von Rainer Maria Rilke, in denen er Erfahrungen aus dem Totenbereich ausspricht, zu denen er vielleicht angeregt wurde durch die Erscheinung einer weißen Frau im Schloß Muzot. Tod ist ihm kein endgültiges, völliges Ausgelöschtsein; vielmehr flattern auch dort noch Gefühle und Gedanken „lose im Raume“: „Totsein ist mühsam und voller Nachhohn, daß man allmählich ein wenig Ewigkeit spürt.“ Die Toten sind also einer Entwicklung, einer Läuterung von einer Klarheit zur anderen untertan.

Aber auch wir Lebenden leben jetzt schon mit ihnen in jenem verborgenen Reich, „dessen Tiefe und Einfluß wir überall und unabgegrenzt mit den Toten und Künftigen teilen“ (in einem Brief). Wir aber trennten die Welt der Lebenden und der Toten zu sehr; hingegen „Engel (sagt man) wüßten oft nicht, ob sie unter Lebenden gehn oder Toten.“ Sie erleben nur „die ewige Strömung“ der Kräfte durch „beide Bereiche“.

Wie nahe uns die lebendige Welt der Toten ist, bekundet nichts deutlicher als das jeweilige Wiedererscheinen Verstorbener, das zu allen Zeiten erfahren und beglaubigt wurde. Aus älterer Zeit sei unter vielen anderen nur an J. F. Oberlin (1740—1826) erinnert, dem seine Gattin längere Zeit hindurch erschien, wobei sie mit ihm sprach und sogar haushaltliche Kleinigkeiten, wie das Tropfen eines Wasserhahns im Keller, ihm meldete.

Rudolf Steiner hörte in Nürnberg Friedrich Rittelmeyer predigen. Hernach sagte er zu R.: „Ich sehe eine Frau hinter Ihnen, wenn Sie auf der Kanzel stehen.“ Er beschrieb sie. Es war, wie auch die Vergleichung der Photographie ergab, die Mutter Rittelmeyers.

Amalthea
2)
Conrad Steiner
C. S. in H. berichtet: Im Forsthaus in N. läutete die Hausglocke. Die Forstmeistersfrau sieht zum Fenster hinaus und erkennt unten ihren Mann, der eben die Klinke aufdrückt. Nach einer Weile kommt die Tochter dieses Mannes zu ihrer Mutter und fragt: „Wo ist der Vater?“ „Ich weiß nicht; eben machte ich ihm auf.“ „Er war soeben in meinem Zimmer!“ sagt die Tochter, findet ihn aber im ganzen Forsthaus nicht mehr. — Da läutete die Glocke noch einmal, kurze Zeit später. Waldhüter waren es und berichteten erschüttert, sie hätten soeben den Forstmeister, von Wilderern erschossen, im Wald aufgefunden. Der Tote hatte sich also im Augenblick seines gewaltsamen Todes noch einmal zuhause verleiblicht.

2)
Conrad Steiner
Pfarrer J. in Sch. erzählt: „Vor etlichen Jahren fuhr ich wie in jedem Herbst auf einem ‚Berner Wägle‘ ins Remstal (Württemberg), um einzukaufen. Neben mir als Kutsche der Bauer N. aus W. Wir fuhren 4 bis 5 Stunden und kamen in die Nacht hinein. Zwischen 23 und 24 Uhr gerieten wir an eine Steigung der Fahrstraße. Wir beide stiegen ab, um die Pferde zu entlasten. Das Gefährt fuhr dadurch etwas schneller, so daß ich einige Meter zurückblieb. Plötzlich sah ich neben mir einen Mann, der mir wohl bekannt war, weil er ja aus meinem Dorf stammte. Er trug seltsamerweise den langen schwarzen Rock, den unsere Bauern sonntags, wie landesüblich, tragen. Er zog seinen Hut und sagte: „Guten Abend, Herr

Abraham
Pfarrer! Ich komme nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie bald heimfahren müssen. Am Freitag ist eine Beerdigung. 's ist ein Unglück geschehen im Wald, beim Holzmachen ist einer erschlagen worden! —

Der Mann war unverkennbar Herr W. Ich fragte zurück: „Ja sind Sie mir deswegen eigens bis hierher nachgelaufen?!“ Aber ich erhielt keine Antwort mehr — er war augenblicklich verschwunden. Mit langen Schritten holte ich den Wagen ein. Der Kutscher fragte mich: „Was hat denn der W. von Ihnen wollen?“

Der Mann kam nicht mehr zum Vorschein. Als ich anderntags an meinem Zielort ankam, fand ich auf dem Frühstückstisch ein Telegramm meiner Frau: der Bauer W. sei im Wald beim Holzfällen tödlich verunglückt.“

Else Bernewitz läßt in ihrer Erzählung „Der Ball im Totenhaus“ die Welt Alt-Lettlands lebendig werden. Die breite Diele im Pastorat einer Kleinstadt lädt die ‚neuen Herren‘, denen die Würde des Hauses nichts gilt, ein, dort einen Dorftanz zu halten. Mitten im lauten Getriebe, als einer eine empörerische Rede hält und ausruft: „Dieses Haus gehört jetzt uns . . .!“ da „war einer unter sie getreten, den sie alle erwartet hatten und den alle kannten. Vom Eßzimmer her schritt er langsam und bedächtig auf den Saal zu . . . Er war im Talar. Auf der einen Seite hing ihm das geistliche Gewand in Fetzen herab, als hätten rohe Hände es ihm abreißen wollen. Auf der Brust, in der Höhe des Herzens, war ein Blutleck deutlich erkennbar. In den erhobenen Händen trug er den Kelch: das sichtbare Zeichen der unsichtbaren Gnade der Vergebung. Ein sanftes Licht, dem irdischen Auge kaum erkennbar, leuchtete ihm voran und folgte dem geheimnisvollen Gange.

Sein Gesicht und seine Hände, die er um den Fuß des Kelches gefaltet hatte, zeigten die gesunde Farbe eines Lebenden, die Augen aber, die Gottes Ewigkeit schon gesehen, nahmen nichts Irdisches mehr wahr: an den aufgeschreckten, irren Gesichtern vorüber sahen sie ins Unendliche hinein. So schritt er lautlos durch die Menge: das ängstlich schlagende Gewissen dieses Volkes, das ihn verlassen und verraten hatte . . . Dann verschwand er . . . Alles lief, stieß, und drängte ins Freie . . .“)

Flourman
August Winnig bezeugt in dem Büchlein „Die Mutter, Dank des Dichters“, daß ihm am 12. 11. 1928 in Stuttgart, wo er einen Vortrag gehalten und sich im Hotelzimmer zum Schlafen gelegt hatte, nachts seine Mutter in leiblicher Gestalt erschien, ihn aus dem Schlafen weckte, wobei er, im Begriff, nach ihr zu greifen, ein Buch vom

Nachtkästchen zu Boden warf; ehe er sich aus seinem Bann befreien konnte, um sie anzusprechen, war die Erscheinung schon entschwebt.³⁾

Ernst Penzoldt führt uns mitten in den Erlebnisbereich des zweiten Weltkrieges in seinem Bericht „Die Sense“: Ein junges Paar hatte sich kriegsrauen lassen. Als die junge Frau die ersten Regungen des kommenden Kindes spürte, erreichte sie die Todesnachricht des gefallenen Gatten. Aber nicht überraschend, denn er hatte sich angemeldet:

„Zur gleichen Abendstunde, als es die Kugel mit ihm ausmachte, geschah es, daß seine Frau, da sie, ihr Haar bürtend, vor dem Spiegel stand, darin anstatt ihres Gesichtes das ihres Gatten erblickte. Er lächelte sie hilflos-traurig an. Dann — so erzählt sie's gleich darauf ihrem Nachbarn . . . — sei das Gesicht langsam aus der ungewissen Dämmerung von jenseits ganz nahe auf sie zugekommen, Mund zu Mund, und es sei augenblicklich erloschen, als ihre Lippen den Spiegel berührten, der kalt war wie Eis.“⁴⁾

Der Soldat W. A. in N. ist von seinem Vater mehrmals gesehen worden, als er lautlos durch das Elternhaus ging — in den Tagen, seit denen er als vermißt gemeldet wurde. Ferner wurde gerade in jenen Tagen eine Reihe Gartenblumen im Beet am Elterhaus ganz weiß, obwohl diese bisher in verschiedensten Farben geblüht hatten. Als die Großmutter jenes Soldaten starb, erblaßten wiederum die Blumen eines Beetes völlig.

Im Hause der Familie G. I. in U.-B. wurde beim Ableben zweier Familienglieder, die mehrere Jahre nacheinander starben, von mehreren Augenzeugen übereinstimmend beobachtet, daß die Tür zum Sterbezimmer knapp vor dem jeweiligen Ableben, von unsichtbarer Hand geöffnet und ganz offen stehen gelassen wurde, so daß kein Zweifel möglich war, ein Gast aus der jenseitigen Welt sei hereingeschritten. Alle anderen Erklärungsversuche haben sich als unmöglich erwiesen.

Die junge Krügerwitwe M. G. in S. hatte oft nach ihrem Gatten solche Sehnsucht, daß sie in den Wald hinauslief, in dem er immer gearbeitet hatte, und dort laut seinen Namen ausrief. Einmal, im Herbst 1944, hörte sie nach einem solchen Schmerzensruf der Sehnsucht unmittelbar hinter sich so deutlich husten, daß sie sich blitzschnell umwandte — aber niemand erblickte. Es war, wie sie sagte, genau das Husten ihres (toten) Mannes, das ihr unverwechselbar im

Gedächtnis blieb. Entsetzt floh sie aus dem Wald und wagte nicht mehr, ihren Gatten anzurufen.

Auf dem Hofe von F. L. in N.-G. erscheint immer wieder, aber unregelmäßig, der längst verstorbene Großvater, so daß M. L. sogar mit ihm Angelegenheiten des bäuerlichen Alltags besprechen kann.

O. F. in R. war als Soldat in Marseille und schrieb im Spätsommer 1943 nach Hause: „Ich sehe seit kurzem immerfort das Gesicht Gerhards vor mir. Was ist mit ihm los?“ — Gerhard, sein jüngster Bruder, war in diesen Tagen nach ganz kurzem Osteinsatz sofort gefallen. Die Brüder hatten keine Feldpost miteinander wechseln können.

Kurz vor Kriegsausbruch wird der Sohn des Prokuristen S. in K. überredet, als Flieger ein Unternehmen bei Dakar mitzumachen. Es handelte sich zunächst nur um eine sportfliegerische Sache. Die Frau des Fliegers warnt ihn, aber er schlägt die Warnung in den Wind im Blick auf die Möglichkeit, seine Laufbahn schnell zu verbessern.

Er macht den Flug mit und schreibt dann aus Marseille seinen letzten Brief. Weitere Nachrichten kamen nicht mehr, auch nicht von Freundeshand. Jedoch steht fest, daß er einen weiteren Flugeinsatz in Dakar mitmachen mußte.

Nachforschungen ergaben einwandfrei, daß vermutlich durch Sabotage sofort nach dem erneuten Aufstieg das Flugzeug verunglückte. Auch das Datum konnte noch ermittelt werden, jedoch keine Spur des Fliegers oder seiner Kameraden. —

In der Nacht vor jenem sicher tödlichen Unglück sieht die Mutter des Fliegers, während sie wach zu Bett lag, den Sohn schweigend an ihr Bett treten; er sieht sie nur wenige Augenblicke an — dann verweht die Erscheinung wie Rauch. — In der folgenden Nacht sieht sie noch einmal seine Gestalt, diesmal umleuchtet von einem überirdischen Schein.

W. B. in L.: Ein Soldat, der selbst in Kriegsgefangenschaft geraten war, betete regelmäßig für seinen Bruder, den er fern auf einem Kriegsschauplatz wußte. Eines Nachts erschien er ihm während seines Gebets und sagte zu ihm: „Laß mich in Ruhe.“ Kurz darauf kam die Nachricht seiner Mutter, jener Bruder sei gefallen.

Herr K. K. in U. saß an einem Novemberabend 1941 in der Wirtschafft, die er ab und zu aufsuchte, mit andern Männern zusammen.

Bruch Not
Plötzlich sah er, wie sein Sohn, gerade jener, der bei El Alamein in Nordafrika eingesetzt war, in voller Größe und Uniform zur Wirtschaftstüre hereinschritt, ihm lautlos entgegen. Schweigend starr sah er seinen Vater an, kehrte sofort um und ging wieder hinaus. — Der Mann ging, in tiefem Erschrecken, vom Biertisch nach Hause. Mit seiner Frau und der erwachsenen Tochter hörte er spät abends noch die Radiomeldungen vom Kriegsschauplatz Nordafrika. Er hatte seinen Angehörigen nichts von der Erscheinung des Sohnes gesagt.

Während die Drei die Nachrichten hörten, bemerkten sie übereinstimmend, daß sich etwas Braunes, Papierartiges, aus dem Radiokästchen herauswölbte und mit kreisender Bewegung zu Boden glitt, um mit einem leisen Zischlaut unter einem Kasten zu verschwinden. Da sie sich den Vorgang nicht erklären konnten, rückten sie den Kasten noch weg — fanden aber nichts darunter.

Ungute Ahnungen erfaßten die drei Menschen. Nun erzählte der Vater seine Begegnung mit dem Sohne Fr. im Wirtshaus. Sie merkten sich Tag und Stunde, und erfuhren später durch Meldung der Dienststelle, daß an jenem Novemberabend der Sohn Fr. bei El Alamein gefallen war.

Abend
Herr O. R. in M. saß in einer schlaflosen Nacht im Oktober 1936 wachend im Bett, ohne irgend etwas Erregendes oder Unnatürliches beobachtet zu haben, als plötzlich nach Mitternacht durch die geschlossene Schlafzimmertür ein Schein drang. Eine Kerze wurde sichtbar, dann eine Gestalt, die diese trug. Die Gestalt näherte sich dem Schlaflosen, die brennende Kerze über das Bett haltend. Es war eine Frau. Plötzlich erlosch die Erscheinung.

Da sich O. R. mit dem Erlebnis nicht zu raten wußte, auch nichts Auffälliges in der Nacht geschah, teilte er das Gesehene morgens seiner Zimmernachbarin, einer älteren Frau, mit. Diese starrte ihn, den sie längst kannte, an wie ein Gespenst, das ihr des Nachts zu schaffen machte, konnte aber nichts sagen.

Da fragte O. R.: „Was war denn heute Nacht? Muß eins von uns gar sterben?“ — „Ja, und ich bin es!“ rief die Frau aus. Tatsächlich starb die Frau genau nach einem Jahr. O. R. schließt: „Die Zimmernachbarin muß in gleicher Nacht etwas geahnt haben, was sie nicht aussprechen konnte. Ich sah es an der Art, wie sie mir begegnete.“

VI

FERNWIRKUNGEN

Die übersinnlichen Erfahrungen sind so vielgestaltig, daß sie sich oft den üblichen Gliederungsversuchen des nachdenkenden Verstandes versperren. Übersinnliches Hören kann in Schauen, Schauen in Spuk übergehen; wir sahen schon, wie nahe die Felder der Gedankenübertragung, der Eingebung, der bösen und warnenden Ahnung, der Todesahnung beieinander liegen.

Wahrträume können in Hellsicht übergehen, Durchblicke durch die irdische Welt können sich in die jenseitige, himmlische, Blicke in die Vergangenheit können sich in Gegenwart und Zukunft hinein erstrecken.

Aus dieser Not des Sonderns und Sichtens heraus hat Hans Martensen-Larsen den Hilfsbegriff der ‚Gemischten Phänomene‘ gebildet. Wenn wir den hier darzustellenden Erfahrungsbereich mit dem Kennwort ‚Fernwirkungen‘ andeutend umschreiben, so geschieht das durchaus in der Einsicht, daß auch die hier zu sammelnden Erlebnisse ineinander übergehen können.

Gemeinsam ist ihnen jeweils die spielende Überbrückung von Raum und Zeit: was sich hören ließ, was gefühlt wurde, was sich von einem Standort aus wegbewegte, was eine Kraftwirkung auslöste — all das hier zu bezeugende Erfahrungsgut bestärkt uns in der Gewißheit, daß dicht um uns her, unmittelbar durch unsre Welt der Gegenständlichkeit, der mechanischen und physikalischen Naturgesetze, unmittelbar neben der Welt des Zählbaren und Meßbaren in Raum und Zeit, in Länge, Höhe, Breite und Raumtiefe jene andere Welt jetzt schon da ist, die viel ‚realer‘ ist, als wir zumeist glauben, ja vielleicht das Realste, was es für den Tieferblickenden überhaupt gibt.

Sie umschließt unsre gegenständliche äußere Welt in einer nicht auszuklammernden Weise, so daß diese Gegenstandswelt innerhalb Raum und Zeit nur mehr als ein harmloser, letztlich unbedeutender Ausläufer der unsichtbaren Welt erscheint, ein Aus-Läufer, der ganz wörtlich seine Strecke einmal zu Ende gelaufen haben wird, wenn Gott aus Seiner unsichtbaren Welt eingreifend alles in allem vollendet.

Fernhören

Werden über kleinere oder größere Strecken hinweg ein Laut, ein Wort, ganze Sätze hörbar, also unter Ausschluß aller normalen Hörmöglichkeiten von Ohr zu Ohr, so stammen solche Erfahrungen fast immer aus einer besonderen Gefahr, meist einer Lebensbedrohung des ‚Senders‘, aus der heraus es ihm im allerletzten Augenblick noch möglich war, vergleichbar dem sich öffnender Ventil eines druckgeladenen Kessels, sich einem fernen ‚Empfänger‘ kundzugeben.

Der Soldat G. W. aus F. übernachtete im August 1941 in Ulm. Er bat vor dem Schlafengehen seine Hauswirtin, ihn zu wecken, falls er das Rasseln des Weckers überhören sollte, da er sehr früh weiterfahren mußte. In der Nacht erwachte G.W. daran, daß er laut seinen Namen rufen hörte. Der Ruf wiederholte sich noch einmal. Er stand sogleich auf in der Meinung, seine Hauswirtin habe gerufen, bemerkte aber alsbald, daß es noch viel zu früh zum Wecken war. — Am Morgen ergab sich, daß die Frau überhaupt nicht gerufen hatte. G. W. merkte sich genau Tag und Stunde; nach Wochen schrieben ihm seine Eltern, sein ältester Bruder sei in jener Nacht bei Uman gefallen.

Frau A. S. in F. a. M. hörte in einer Augustnacht 1943 laut und klar die Stimme ihres Sohnes Adolf, der in Rußland lag. Sie weckte sofort ihren Mann, Böses ahnend. Sie sollte sich nicht getäuscht haben; es war die Sterbenacht des Sohnes, wie die Übereinstimmung der Daten ergab.

Stärker, nämlich dreimal im Verlauf einer Herbstnacht zwischen Mitternacht und Morgengrauen, erlebten den lauten Ruf ihres Sohnes gleichzeitig Vater und Mutter G. und L. H. in S.: Der Ruf

des Sohnes F. kam dreimal wie von außerhalb des Hauses durch das offene Fenster und weckte die schon Schlafenden. Beide Eltern waren keine Sekunde im Zweifel, welcher ihrer drei, an sehr entlegenen Orten eingesetzten Söhne gerufen hatte. Dreimal suchten sie umsonst das Haus, Garten und Straße ab. Es war die Sterbenacht des Sohnes F.

Mögen solche Erlebnisse wenigstens nach der menschlich-seelischen Seite hin ‚begreiflich‘ scheinen, so reizt das nächste Beispiel zum offenen Widerspruch all unsrer Verstandeskkräfte; geradezu unsinnig mutet es an.

In einem Forsthaus lebte eine Förstersgattin, die das immer kränkelnde Kind ihrer Freundin zu sich genommen hatte, da auch die Mutter des Kindes viel krank war. Auch diese Frau war eine Förstersgattin. Das Kind wird immer schwächer, so daß der beigezogene Arzt mit seinem baldigen Sterben rechnet.

Die Frau, die es bis zum Tod zu pflegen entschlossen war, stand nun einige Tage in schwerem inneren Ringen: sollte sie die Lebensgefahr des Kindes seiner Mutter mitteilen, wo sie doch wußte, daß gleichzeitig auch jene Mutter wieder ernster erkrankt darnieder liege? Sollte sie ihr diese Aufregung ersparen, wo ja ein Wiedersehen zwischen Mutter und Kind unmöglich geworden war?! Sollte sie auf ein Wunder der Genesung warten, das vielleicht noch der Mutter oder dem Kinde zuteil werden könnte? Sollte sie erst nach dem Tod des Kindes im Forsthaus anrufen?

So ging sie eines Tages zweifelnd und bedrängt vor ihrem Fernsprecher hin und her, neben sich das sterbende Kind. Aber sie weigert sich, anzurufen. In diesen Augenblicken aber wird bei ihr angerufen! Die ferne Mutter des Kindes läßt sich vernehmen und fragt höchst erregt an, ob ihr Kind wirklich im Sterben liege — es habe soeben bei ihr angeläutet und sie habe diese Nachricht im Fernsprecher gehört! — Die Untersuchungen ergaben, daß weit und breit niemand (auch nicht der Arzt) angerufen hatte.

Die Kunstmalerin M. Tr. in S. träumte gegen Morgen von einem Kunstmaler G. S. — An diesem Tag begegnet sie ihm. Er erzählte ihr, daß er gegen Morgen zweimal aufgewacht sei an dem lauten Ruf seines Vornamens, der ohne Zweifel den unverwechselbaren Klang ihrer Stimme gehabt habe.

Herr O. S. in K. arbeitete November 1939 an der Abrechnung der Kasse für die Staatsbahnverwaltung in R. Es wurde dabei späte Nacht. Plötzlich hörte er in seinem Dienstzimmer einen lauten

Pistolenschuß. Zwei Beamte stürzten sofort aus dem Nebenzimmer herbei und fragten, was vorgefallen sei. Es war genau 2 Uhr 15 Minuten. Alles aber war wieder still, nichts Auffälliges zu sehen noch zu hören. Als O. S. gegen Morgen das Gebäude verließ, wurde er an den Fernsprecher gerufen. Der leitende Arzt des Krankenhauses sagte ihm, sein Vater sei heute Nacht um 2 Uhr 15 unerwartet verstorben.

Handwritten: *Fernhören*

Noch unbegreiflicher aber ist die Übernahme eines Gesprächs durch eine Frau, die mehrere Meilen von den Sprechenden entfernt war. Dr. Laurence Bendit erzählt von einer Frau, die eine Unterhaltung mitanhörte, die sich zwischen Dr. Bendit und seinen Freunden bei einer Mahlzeit eine Stunde vorher und mehrere Meilen entfernt abwickelte. Die Frau hat auf übernormalem Wege die Unterhaltung „gehört.“¹⁾

Wie sehr Fernhören jeder Entfernung spottet, erwähnt H. Martensen-Larsen: „Nach unbezweifelbaren Aussagen sind in Europa Todesrufe aus Westindien sowohl als vom Kongo gehört worden. In zweien dieser Fälle sind es Söhne, die nach ihrer Mutter riefen. Aber Familienbande sind dabei nicht unerlässlich.

Auch gemeinsame Interessen an wissenschaftlichen Aufgaben und die darauf begründete Freundschaft können den nötigen Rapport zwischen den Seelen herstellen.

Der bekannte Assyriologe Prof. Dr. Fr. Delitzsch hatte am 19. August 1876 um 6 Uhr abends dies merkwürdige Erlebnis:

Er war zu Besuch in London, und kam an dem Haus vorbei, in dem sein Freund George Smith, der bekannte englische Keilschriftendeuter, seine Wohnung hatte. Da hörte er plötzlich seinen Namen mit einer so durchdringenden Stimme rufen, daß es ihm durch Mark und Bein ging.

Später stellte sich heraus, daß dieses gerade zu der Stunde geschah, als George Smith, sein guter Freund und Mitarbeiter, in Aleppo in Syrien gestorben war.“²⁾

Fernfühlen

Missionare und Weltreisende stimmen darin überein, daß bei einfachen Buschleuten etwa der Calahari Südafrikas Fähigkeiten beobachtet werden können, für die wir Abendländer, wir an Euro-

pens übertünchter Schnell- und Vielwisserei kränkenden Menschen keinerlei Verständnis mehr haben.

Aus dem Jahre 1927 ist solch ein Beispiel unfaßlichen Fernfühlers beglaubigt, das ein Führer der Buschmänner, der auch als echter Zauberer ungeheures Ansehen seines Stammes besaß, mehrfach an den Tag legte:

Wir Schutztruppeleute waren im Haicum-Feide in schwere Bedrängnis geraten: unser Proviant ging zu Ende, die melonenartigen Tschammas waren abgeweidet. So blieben uns nur noch kurze Zeit unsere eisernen Rationen.

Mit uns zog Aucuib, der wegen seiner Geheimnisse, Gifte und Kenntnisse weitgefürchtete Medizinmann der Haicum-Leute, uralte, ein richtiger Patriarch. Trotz unserer Maschinengewehre behandelte er uns zuweilen mit herablassender Geringschätzung. Er durchschaute natürlich unsere Fleischnot.

So war es wie Hohn, als er uns sagte: ganz in der Nähe sei Fleisch. Wir hatten aber seit Tagen nicht die geringste Zwergantilope erlegt! So baten wir ihn, uns auf die Spur zu bringen, Fleisch zu finden. Er gab zurück, er werde heute nacht noch einen großen Elandbullen, genug Fleisch für uns alle, erlegen. Wir sollten nur unsere Tiere bereit halten und marschfertig bleiben.

Wir beobachteten im Mondlicht des gleichen Abends, wie Aucuib im Kreise seiner Leute rätselhafte Zeichen machte, bald tanzende, bald betende anmutende Bewegungen — plötzlich blieb er wie versteinert stehen, während seine Leute in ein grelles Pfeifen ausbrachen. Sofort griff Aucuib nach seinem Schießzeug, das vor ihm auf dem Boden lag und sandte seinen Pfeil hoch in die Luft, weit über Busch und Baum hinaus gegen Norden. Dann stand er wieder wie versteinert, das Singen flaute ab; und sofort brach seine Gefolgschaft auf, ihm, der uns zuwinkte, indem er rasch ausschritt, zu folgen.

Unsre Nerven waren aufs äußerste gespannt. Wir hatten in zwei Stunden 12 km gemacht, so unermüdlich ging es vorwärts, ihm nach. Plötzlich: „Halt!“ — Nie sah ich ein schauerlicheres Gesicht als das Aucuibs, fast weiß in seiner Ekstase. Mit einem Kopfnicken wies er in die Richtung eines Busches, den wir erst jetzt bemerkten. Dort erkannten wir einen unförmigen Klumpen — ein schwerer alter Elandsbulle, ein Einzelgänger, wie die Spur am nächsten Tage einwandfrei bewies.

Aucuib beobachtete gelassen-spöttisch unser Entsetzen und Stauen, trat auf den Bullen zu und schnitt ein kreisrundes Fleckchen Fleisch und Fell heraus. An der Wärme des Wildes konnten wir

die Zeit seines Todes ziemlich genau abschätzen. Er konnte höchstens zwei Stunden gelegen haben!

Wir beschenkten Aucuib reich. Unser Führer, der sich gegen jeden Schwindel sichern wollte, ließ durch einen Reiter mit einem Eingeborenen die Spur des Tieres verfolgen. Auch das ergab seine Anhaltspunkte zur Erklärung des mysteriösen Falles.³⁾

Königin Adelphie
Ein doppeltes Fernfühlen ereignete sich bei zwei Geschwistern, die in zwei verschiedenen Städten lebten, in St. und B. Eines Nachts weckte Frau K. ihren Gatten und sagte ihm, es müsse irgendwo brennen, sie fühle es deutlich. — Aber weder im Haus noch in der Stadt geschah ein Brandfall.

Anderntags schrieb sie ihre Fühlung ihrer Schwester in B. Dieser Brief krenzte sich mit einem solchen ihrer Schwester, welche bei ihr wiederum anfragte, ob etwas passiert sei, sie sei in der letzten Nacht so unruhig gewesen.

Tatsache aber war, daß in dieser Nacht das Elternhaus der beiden Schwestern in ihrer Heimatstadt H. durch einen Hausbrand in nächster Nachbarschaft sehr gefährdet war, ohne aber selbst dem Brand ganz zum Opfer zu fallen.

Telepathie
Frau E. H. in D. vereinbarte mit ihrem Gatten bei dessen Abschied zur Fronttruppe, jeden Abend genau um 9 Uhr gegenseitig für einander zu beten. Seit einem bestimmten Tage spürte sie in ihrem fraulichen Feingefühl deutlich, daß die Gebetsverbindung mit ihrem Gatten abgerissen war. In der Tat war er zu dieser Zeit gefallen.

11
Herr J. M. in M., der seine Tochter M. seit 15 Jahren nicht mehr gesehen, erwacht eines Nachts plötzlich und fühlt ohne jedes vorhergehende Anzeichen den inneren Drang, sogleich für diese eine unter seinen mehreren Töchtern zu beten. Immer wieder formt sich wie von selbst das Stoßgebet auf seinen Lippen: „Herr, nimm sie oder gib sie mir!“ Am Morgen kam ein Telegramm und meldete, daß jene Tochter an Kopftyphus schwer erkrankt sei und beide Eltern unverzüglich an ihr Sterbelager kommen sollen.

Frei Spul. von Robert
Aber nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern auch zwischen Mensch und Tier kann diese Fühlkraft wie ein innerlich gestauter Strom aufbrechen und auf einmal überquellen. — Der Bauer G. L. in W. war seinem Hunde besonders innig verbunden. In jedem Feldpostbrief fragte er nach ihm. Eines Nachts um 1 Uhr brach der Hund in ein jammervolles Klagen und lautes Heulen aus, das durch niemanden und durch nichts besänftigt werden konnte. Man suchte

das Haus und die Umgebung des Hofes gründlich ab und fand nichts. Wie sich später klar nachprüfen ließ, war diese Stunde die letzte, die seinem geliebten Herrn auf Erden gegönnt war — er verchied auf einem Truppenverbandsplatz in Lemberg.

Fernbewegungen

Unter Fernbewegungen versteht man die Veränderung eines Gegenstandes, der sich selbst ohne sichtliche Ursache von seinem Standort fortbewegt, so daß das Gesetz der Schwerkraft aufgehoben wird. Es ist, als ob ein Mensch, meist wieder im Augenblick höchster Gefahr, eine allerletzte seelische Energie darauf verwenden könne, an beliebigem Ort etwas zu verändern, was die Nachlebenden an ihn erinnert. Dabei sei das Wort ‚Energie‘ aber nicht physikalisch-mechanisch verstanden, sondern nur als ein behelfsmäßiger Ausdruck geduldet.

Grundlage
So ist vielfach bezeugt, daß im Augenblick des Hinscheidens in einem oder mehreren Zimmern Uhren stehen bleiben, die keine sichtbare Hand zu diesem Zweck berührt haben kann; daß Glocken anschlagen, die niemand sichtbar geläutet hat; daß Türen aufgehen, die niemand anklinkte; daß Bilder von den Wänden fallen, Haken sich ohne denkbare Verursachung lösen und irgend etwas Hängendes stürzen lassen. Solche Veränderungen, die wir uns behelfsweise als fern-gesteuerte Auslösungen vorstellen mögen, werden uns beim Spuk (s. u.) nochmals begegnen.

Eine besonders eindrucksvolle Fernbewegung berichtete aus dem zweiten Weltkrieg eine Tageszeitung. Sie sei verkürzt hier wiedergegeben.

21
Zu Anfang des zweiten Weltkrieges ging ein Bildhauer in M. eines Tages über einen öffentlichen Platz. Dabei fiel ihm ein junger Mann von so ungewöhnlich edlem Körperwuchs auf, daß er ihm einige Schritte nachging, ihn alsdann einholte und ansprach und bat, er möge ihm in seinem Atelier als Modell dienen.

X
Der junge Mann sagte zu. Bald wurden die beiden Männer Freunde, und die plastische Arbeit gelang dem Künstler so, daß er sie zu seinen besten Arbeiten zählte. Der Kriegsausbruch rief den Jüngling sofort unter die Waffen.

Eine Zeitlang kamen fröhliche Briefe, denn er war gern Soldat. Kriegsauszeichnungen fielen ihm zu — da war auf einmal die

schwarze Wand des Schweigens zwischen ihm und dem Künstler-ehepaar.

Eines Tages fiel es dem Bildhauer wohl auf, daß sich im Ton am Hals- und Nackenansatz etliche seltsame Risse gebildet hatten. Aber er maß ihnen zunächst keine besondere Bedeutung bei. Wie erschrak er jedoch, als er schon am folgenden Morgen, da er das Atelier betrat, den Kopf seines ‚Jünglings‘ auf dem Boden liegend vorfand. Er war abgesprungen. Der Bildhauer verständigte hiervon auf der Stelle seine Frau. Diese kam herbei, sah den Schaden und war, sogleich fassungslos weinend, auf keine Weise mehr zu trösten. Zwei Wochen später erhielt der Bildhauer ein ärmliches Päckchen ins Haus gesandt: die geringen Habseligkeiten und das Tagebuch des Jünglings mit allerlei Aufzeichnungen und Versen, und zwar nach Wunsch und nach dem letzten Willen des Toten: und damit zugleich die Mitteilung, daß der Jüngling (genau an jenem Tage, da sich in der Plastik die geheimnisvollen Risse gezeigt hatten) schwer verwundet worden und in der Nacht darauf im Feldspital verschieden sei. Damit wußte der Bildhauer alles. Auch, was er und sein Haus dem Toten bedeutet hatten.“⁴⁾

Besonders eindrucksvoll ist ein Bericht, den der Geistliche Rat und Studienprofessor P. G. in G./D. veröffentlicht hat:

Mein Neffe hatte als Schreinerlehrling einen Engel, der neben dem Tabernakel auf dem Altar aufgestellt war, in der Werkstätte auszubessern, da die Figur etwas schadhaft geworden war. Im Jahre 1939 aber mußte mein Neffe Joseph einrücken.

Am 6. September 1943 (dem Tag nach dem Schutzengelssonntag) geschah etwas Merkwürdiges. Am Schutzengelssonntag hatte ich in jener Kirche den Gottesdienst gefeiert und dabei meinen Neffen wie seine fünf Brüder, die alle im Feld standen, dem Schutz des Engels besonders empfohlen. An jenem Montag, also tags darauf, sah der Mesner die Figur jenes von Joseph ausgebesserten Engels vor den Kommunion-Schranken auf dem Boden liegen, die linke Hand war ihm abgeschlagen, und zwar am Gelenk, während an der rechten Hand Daumen und Zeigefinger unverletzt geblieben, aber die übrigen drei Finger sehr schwer beschädigt waren.

Der Engel mußte von seinem herkömmlichen Standplatz auf dem Altar über Blumen und Kerzen hinweg etwa vier Meter von einer geheimnisvollen Kraft getragen worden sein, ohne an Blumen oder Kerzen irgendeine Unordnung hinterlassen zu haben.

Der Mesner beobachtete weiter, daß die hoch oben an der Altarrückwand angebrachte Dreifaltigkeitstafel herabgefallen war. Un-

erklärlich aber blieb jeder Zusammenhang der beiden Vorkommnisse.

Ich fand alles in der Kirche so, wie der Mesner mir berichtet hatte. Am meisten verwunderte mich, daß das etwa aus 5 Meter Höhe herabgestürzte Dreifaltigkeitsbild völlig unversehrt war. Der Haken des Bildes war fest und auch der Hängering des Bildes unversehrt. Montag morgen waren diese Beobachtungen gemacht worden; Sonntag nachmittags war die Kirche noch in bester Ordnung, wie ich selbst sah.

In der gleichen Stunde, da ich diese Erwägungen anstellte, lag mein Neffe Joseph in einem Kriegslazarett zu L. in Rußland. Tags zuvor war er schwer verwundet und ins Lazarett eingeliefert worden. Das war Sonntag abends.

Bei einer Fahrt zur Front wurde er am Sonntag, den 5. 9. 1943, plötzlich von einem Fliegerangriff überfallen. Trotz einiger Deckung trafen ihn Splitter; noch in gleicher Nacht mußte die linke Hand abgenommen werden, und zwar am Handgelenk. An der rechten Hand waren nur Daumen und Zeigefinger unverletzt, die übrigen Finger am Mittelgelenk aber abgeschlagen! Erst nach vielen Wochen erfuhren wir dies harte Schicksal.

Seine Verletzungen entsprachen also genau denen seines Engels.⁵⁾

Fernwirkungen

Wir haben bisher den Begriff der ‚Kraft‘ oder der ‚Kräfte‘ schon oft ins Feld führen müssen, ebenso die Vorstellung einer ‚Macht‘ oder von ‚Mächten‘, ohne daß wir irgend des Näheren klären konnten, wo denn diese Kräfte und Mächte beheimatet und welcher Natur sie eigentlich seien.

Wo uns die Sprache der Physik ebenso wie die der Philosophie im Stich lassen muß, bleibt uns immer nur die Sprache des Glaubens. Er allein zeigt in der Gewißheit eines all-mächtigen, all-kräftigen, das All durchkräftigenden Gottes die unausdenkbare Urquelle von all jenen Kräften und Mächten, welche die Gegenstandswelt sowie die übersinnliche Welt nach verborgenen Gesetzen durchströmt.

Der Glaube kann uns also bestärken in der gewissen Überzeugung: es gibt einen letzten Verursacher all dieser Kräfte und Mächte, von denen wir nur wissen, daß sie wirken, daß Er sie wirken läßt — auch wenn wir sonst über diese Kräfte und Mächte nichts weiter auszusagen haben.

Vom Standort unsrer Erfahrung aus treten wir nun Erlebnissen näher, die aus einem ungeheuren Willenszentrum eines Verstorbenen herzustammen scheinen, einem Vorrat unverbrauchter seelischer Energien, die sich aufs verblüffendste an irgendeiner Stelle oder Stätte bei Nachlebenden entladen.

Es scheint, als dränge die ihrer Leiblichkeit als Hülle und Gefäß beraubte Seele in seltenen Augenblicken, aber durchaus nicht immer planlos, sondern sehr bewußt im Zusammenhang mit der Lebensarbeit oder Lebensrichtung eines ihr ehemals nahestehenden Menschen darauf, sich noch einmal als wirksam kundzugeben. Sie will durchaus wirken, sei es durch ein Lichtzeichen, eine Vergegenständlichung ('Materialisation') in Form natürlich sichtbarer nebelartiger Gebilde von kurzer Dauer (Glieder, Arme, Köpfe, ganze Gestalten) oder auch durch ein Verschwindenlassen gegenständlicher Dinge. All diese Erscheinungen sind begrifflich schwer zu fassen, ja begrifflicher Sonderung versperrt.

Zunächst ein Beispiel, das in seiner Erscheinungsart an den „Kopf im Fenster“ (s. o.) erinnert, von dem Wilhelm von Scholz erzählt. — Das Elternpaar M. R. in St. konnte den Heldentod des Sohnes Hans bei Antwerpen nicht verwinden, auch nicht, als mehrere Jahre darüber hingegangen waren. Als die beiden eines Nachts wach lagen — es war Sommer 1945 — und von Hans sprachen, die Möglichkeit seines Fortlebens nach dem Tode erwägend, sahen sie plötzlich das Fenster ihres Schlafzimmers hell erleuchtet, so, daß sie gar nicht hinsehen konnten: wie eine einzige weißglühende Fläche, die den ganzen Rahmen ausfüllte. Rasch verschwand die unbegreifliche Lichterscheinung.

Der Mann sprang aus dem Bett, sah sich überall gründlich um — kein Radfahrer- oder Autoscheinwerfer, kein Annähern oder Sichentfernen eines Wagens war zu sehen oder zu hören. Auch war das Licht viel greller.

Beide Eltern erblickten sogleich in diesem überweltlichen Lichtglanz ein Zeichen des Himmels, eine Vergegenwärtigung des heimgegangenen Sohnes Hans, den sie ‚im Licht‘ wußten.

Ein zweites Mal lagen die Eltern, nach längerer Zeit, wieder in wachem Zustand und sprachen von Hans. Da leuchtete das Licht wieder auf, diesmal gegen Morgen, und diesmal sah es auch der Nachbar. Er kam am Morgen herüber und fragte zitternd, was das gewesen sei. Auch seine Frau war ‚ganz benommen‘ von der gesehnen Erscheinung. Die Eltern waren nunmehr ganz getröstet über den frühen Heimgang von Hans, so daß sie sich schweigend und ergeben in Gottes Ratschluß beugten. —

Die Lehrersgattin M. St. in L. bei L. ging eines Abends im Frühjahr 1945, einem inneren Zwang folgend, in ein leeres Klassenzimmer der Schule, nur, um einen Blick hineinzuwerfen, um so vielleicht die Ursache ihres Antriebes zu erkennen. In dem Augenblick, da sie eintrat, sah sie auch schon zum Fenster und erkannte die Gestalt eines Mädchens, das wie starr von außen ins Klassenzimmer hereinsah. Entsetzt rief die Frau den Vornamen des Mädchens laut aus — da war die lichte Erscheinung sofort verschwunden.

Sogleich kehrte sie um, erzählte das Gesehene ihrem Mann, der sie ungläubig lächelnd abwies. Da aber stürzten auch schon Verwandte des Mädchens herbei, den Lehrer zu Hilfe zu rufen: jenes Mädchen war soeben beim Dreschen in eine Maschine geraten, die sie zermalmte.

Die Lehrerin B. Sch. in B.-E. teilte mit einer anderen Lehrerin das Schlafzimmer. Spät abends in einer Winternacht 19.. liegen die beiden Frauen noch wach und plaudern. Da entsteht am Bettende von B. Sch., ohne jede erkennbare Verursachung, in halber Betthöhe, ein opalfarbener Schein, der immer heller wird und zu einem birnengroßen starken Licht anwächst, das etwa 20 Sekunden andauert. Dann verschwand es.

Auch die zweite Lehrerin erblickte es, diese durch einen Cretonne-Vorhang hindurch. B. Sch. empfand das Licht sogleich als einen Gruß aus der Ewigkeit, ohne zu wissen, was sie alsbald erfuhr: ihre Großmutter war gestorben, deren liebste Enkelin sie gewesen war.

Verstorbene können sich jedoch nicht nur selbst durch solche Lichterscheinungen noch einmal andeutend verleblichen, sie können auch Lichtwirkungen hervorbringen, die dann so gut wie sicher mit ihrem ehemaligen Leben in irgendeinem Zusammenhang stehen, auch wenn dieser nicht mehr aufzuklären ist.

Als Herr M. L. in D. am 22. November 1941 aus gesundem Schlaf heraus plötzlich ganz hell wach wurde, sah er gegenüber seinem Bett durch den Spalt der (geschlossenen) Schlafzimmertüre etwas hellblau Fluoreszierendes sich aus nebelhaften Umrissen in die trübgelb durchsichtig schimmernde Form eines Kopfkissens verfestigen, auf der dann der gut erkennbare Umriß, und dann die körperhafte Form eines menschlichen, noch ungeborenen Wesens mit Nabelfortsatz aufleuchtete. Die ganze Erscheinung dauerte eine knappe Minute und verschwand durch langsames Verbleichen.

Eine Täuschung war nach gründlicher Prüfung aller Umstände ganz ausgeschlossen. Außerdem waren die beiden Fenster damals strengstens verdunkelt gehalten.

Hans von Gumppenberg erzählt in seinen „Lebenserinnerungen“, daß beim Tode seines Vaters über dessen Sterbehett eine deutlich sichtbare Hand aufgeleuchtet habe.

Eine unangenehmere Art der Fernwirkung Verstorbener erwähnt Fritz Reck-Malleczewen in seinem schon erwähnten „Tagebuch eines Verzweifelten“:

In seinem Gutshaus, einem über 600jährigen Bau, der als Spukhaus schon bekannt ist, „versetzt jetzt etwas Neues und Unangenehmeres meine Hausgenossen in Bestürzung. Seit dem letzten Herbst nämlich, seit in den Bezirken meines Lebens der Tod so reiche Ernte hielt, spüren wir alle unabhängig voneinander in jenem Dachzimmer, das von jeher als Ausgangspunkt aller Spukerscheinungen verrufen war, einen abscheulichen Leichengeruch. Er beschränkt sich keineswegs auf jenes Zimmer, sondern wandert im ganzen Haus herum, verschwindet oben, taucht plötzlich im Erdgeschoß auf, um von dort wieder im mittleren Stockwerk sich bemerkbar zu machen. Ahnungslose Gäste machen uns in den ersten Minuten ihrer Anwesenheit aufmerksam, daß es penetrant nach Verwesung riecht. Natürlich wird alles aufs sorgfältigste nachgesehen, ohne daß irgendetwas zu finden wäre. Das Tollste: der Geruch beginnt schließlich uns zu foppen und auf unerklärliche Weise innerhalb eines Zimmers herumzuwandern, haftet an einzelnen Stühlen, an der Glühbirne, an meinem Cellobogen. Wir finden nichts, wir müssen es dulden. Als das alljährliche Seelenamt für alle meine toten Freunde gehalten ist, verschwindet urplötzlich das ganze Phänomen.“

Herr O. W. in St.-M. besuchte im Sommer 1947 seine hoffnungslos krank liegende Schwester, die nur in einem Badezimmer eines Krankenhauses untergebracht werden konnte. Dieses Badezimmer hatte einen merkwürdig durchdringenden Geruch an sich. Am Sterbetag seiner Schwester war O. W. längere Zeit mit Zwischenpausen an ihrem Sterbelager anwesend, fuhr dann aber heim, da der Tod nicht abzuwarten war. Er legte einen weiten Weg zurück, um dann einige Stunden im Büro zu arbeiten.

Plötzlich, gegen 18 Uhr, drang ein starker Geruch auf ihn ein: genau der Badezimmergeruch! Er schüttelte seine Kleider aus. Umsonst. Die Angehörigen rochen nichts. Der Geruch kam „dann so stark wie eine Wolke“. Zigaretten waren ohnmächtig. Der Geruch siegte. Ja, er ging mit O. W. in das obere Stockwerk! Dort betete der Bruder um Erlösung seiner schon lang bewußtlos liegenden Schwester. Als er danach in das Büro hinabging, war der Geruch entschwunden. Und schon meldete der Fernsprecher, die Schwester sei soeben um 18 Uhr 14 Minuten eingeschlafen. Für immer.

Ich füge einen Fall an, wo sich eine Fernwirkung gleichzeitig mit einer bösen Ahnung eines Hundes verbindet.

Der Gärtner H. L. in W. wird eines Nachts im Jahre 1944 wach durch rasendes Bellen seines Hundes. Es war kurz nach Mitternacht. Alles ringsum wird gründlich abgesucht, nichts Verdächtiges läßt sich finden.

So legen sich die Leute wieder schlafen. Da hören sie vom Dachgebälk einen schlagartigen Krachlaut, als würde ein schwerer Kasten auf dem Dachboden umgeworfen. Aber dort oben ist kein Kasten. Die Nachsuche ergab wieder keinerlei Verdachtszeichen. Am frühen Morgen entdeckt die Frau des Hauses L., daß der Stuhl ihres (in Griechenland eingesetzten) Mannes einen breiten Riß quer durch die Sitzfläche aufwies, den gestern noch niemand bemerkte. Die Frau und ihr Sohn, der junge Gärtner, ergehen sich in ungunstigen Vermutungen, ohne zunächst eine Handhabe zu finden.

Sie erfahren später durch einen Feldpostbrief ihres Gatten und Vaters: er sei bei einem Spähruppunternehmen in Kreta in einen tiefen Brunnen gefallen, aus dem er sich nicht befreien konnte. Zum Glück war er nur wenig mit Wasser gefüllt; so blieb er am Leben. Erst nach einigen Tagen wurde er gerettet, obwohl er bei seiner Einheit schon als vermißt galt!

Es ergab sich, daß jene Mitternachtsstunde, in der er verunglückt war, mit den Erscheinungen in seinem Haus in W. übereinstimmte.

L. S. in H. berichtet von einer Fernwirkung, die als Warnung dienen und zur Bewahrung führen sollte; sie könnte ebenso den Totenerscheinungen wie den Engelsdiensten in modernem Gewand zugeordnet werden:

Frau U. N. fuhr im Schnellzug nach I. Es war tiefe Nacht. Sie saß allein im Abteil. Plötzlich bemerkt sie einen Herrn ihr gegenüber, dessen Eintreten ihr unerklärlich war. Sie erkannte aber zu ihrer Verblüffung in ihm einen Jugendfreund, den sie liebte, aber seit Jahrzehnten völlig aus den Augen verloren hatte. Sie versucht, das abblendete Licht aufzuhellen, aber er winkt sofort ab und sagt: „Steige aus, sobald der Zug hält!“ Und schon ist die Gestalt entschwunden.

Nicht lange währt die Weiterfahrt, da hält der Zug unerwartet auf offener Strecke. Die Frau steigt auch wirklich aus, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte. Der Zug braust weiter. Er stürzte in jener Nacht über eine Brücke ab und begrub viele Tote unter sich.

Im Jahre 1943 hatte der französische Pfarrer P. Labutte ein Erlebnis, das für die Wahrheit des Hereinwirkens Verstorbener in das Leben der Nachfahren ungemein beweiskräftig ist.

John Fanger

Pfarrer Labutte betete gegen Mitternacht in seinem Zimmer, als es heftig läutete. Eine Frau von etwa 40 Jahren erbat flehentlich, er möge sofort zu einem jungen Mann kommen, der sehr bald sterben müsse. Sie beschwor ihn, nicht erst morgen, sondern augenblicklich zu ihm zu gehen, um ihn auf sein Sterben vorzubereiten. Daraufhin schrieb sie Name, Wohnung und Straße samt Hausnummer und Stockwerk in ein Vormerkbuch des Priesters.

Dieser versprach, sofort hinzugehen. Sie dankte halblaut: „Gott vergelte Ihnen Ihre Nächstenliebe. Sie sind müde. Gott möge Sie in der Stunde der Gefahr beschützen!“ Dann verschwand sie in die Nacht.

Der Priester fand mühsam die Wohnung des Mannes, der, ein erst 20jähriger Jüngling, selbst öffnete. War es ein Irrtum?! „Ich liege durchaus nicht im Sterben!“ sagte er lächelnd. Der Priester zeigte ihm den Eintrag seines Vormerkbuches; sofort erkannte der Jüngling die Schriftzüge seiner Mutter! Er aber wohnte hier allein mit seinem Vater (der eben Nachtdienst in einer Fabrik hatte).

Er läßt den Priester eintreten und offenbart ihm, daß er seit zwei Jahren ihn sprechen wollte, aber nicht den Mut fand. Jetzt bekannte er: „Ich bin ein verlorener Sohn...!“ Es kam zu einer umfassenden Beichte. Der Priester versöhnte ihn mit seinem Gott. Dann eilte er in eine andre Straße, da er und der Beichtende an einen Schreibfehler im Vormerkbuch glaubten. Umsonst suchte dort Labutte nach jener Hausnummer.

Da fielen Bomben über der Stadt. Auch Labutte flüchtete mit vielen in einen Luftschutzkeller. Nach der Entwarnung — etwa 200 Brandstellen loderten auf — begab sich Labutte zu einer Unfallstation, wo er vielen Verwundeten und Sterbenden letzten Beistand leistete. Plötzlich stieß er, einer Ohnmacht nahe, mit dem Fuß an die Leiche des jungen Mannes, dem er vor einer knappen Stunde noch die Vergebung seiner Sünden zugesprochen hatte!

Labutte durchsuchte seine Briefftasche und fand darin das Bild seiner Mutter. Er erkannte die Vierzigjährige sofort wieder, auch ihre Schrift auf der Rückseite. — Der mit einer solch herrlichen seelsorgerlichen Erfahrung begnadete Pfarrer schließt seinen Bericht mit einem Wort des frommen Denkers Blaise Pascal: „Da Gott existiert, das Evangelium Jesu Christi wahr und das Wunderbare möglich ist. — welche Schwierigkeit gibt es, solches zu glauben?“⁽⁴⁰⁾

VII

SPUK

Unter Spuk im engeren Sinn versteht man herkömmlicherweise jene übersinnlichen Erscheinungen, bei denen Gegenstände ohne erkennbare Ursache in Anwesenheit oder Abwesenheit von Augenzeugen sich verändern, krachend zerspringen, lärmen, rasseln, auch ganz verschwinden oder aus (scheinbarem) Nichts erstehen, Zerreißgeräusche, Klopfen, Schlagen, Surren von Gegenständen, Wänden, Fußböden usw.

Bei solchen Vorgängen ist es zumeist nicht einmal ahnungsweise möglich, eine Beziehung zu Menschen oder Schicksalen aufzuzeigen, wie es in den bisherigen Erfahrungsbereichen wenigstens versuchsweise, wenn nicht in ganz eindeutiger Weise, noch möglich war.

Wo solche Wahrnehmungen — zum größten Leidwesen der Betroffenen, die sich ganz unschuldig wissen — gemacht werden, kann man nur noch gewalthafte Entladungen unberechenbarer Energiequellen feststellen, die schon stark ins Reich finsterner Mächte hinführen, wenn sie nicht Wirkungen der Satansengel oder des Höllenfürsten selber sind.

Wenig überzeugend ist die Ansicht von Richard Haynes, der solche Erscheinungen, Werfen von Gegenständen, Glockenläuten, Fliegen von Kohlestücken, Krügen, Messern, Pfannen, also echte Poltergeistereien auf seelische Leiden eines Menschen zurückführen will. So soll, wie er a. a. O. berichtet, eine Frau, die nach einem Luftangriff in diesem zweiten Weltkrieg ihr Heim und ihre Angehörigen verlor, „eine Zeitlang das unbewußte Zentrum von Poltergeist-Erscheinungen gewesen sein... Erst als die ursprüngliche Heftigkeit ihres Kammers nachließ, hörten die Störungen auf.“

Es wäre dann zu fragen, warum solche Poltergeister sich angesichts der Verzweiflung von Millionen Menschen freundlicherweise doch recht selten bemerkbar machen; es müßte nachgewiesen werden, daß der bewußte und der unbewußte Wille leblose Dinge beweglich, in ihrer Beschaffenheit veränderlich, vom Gesetz der Schwerkraft ablösbar machen kann.

Einstweilen lassen wir alle solche Denkbemühungen wie Bälle an der Wand des Zweifels abprallen und begnügen uns, einiges wenige darzulegen, was im Zusammenhang unsrer Darstellung immerhin nicht ganz verschwiegen werden kann, so sehr es sich der Begründbarkeit entzieht.

Jedenfalls kann eine lebendige Wirkung nur von einer lebendigen Ursache her stammen. Es muß im Reich des Unsichtbaren ein lebendiger Anstoß erfolgt sein, der sich über die Schwelle der Gegenstandswelt in grober, ja satanischer Weise hereinflutend ergießt und Räume und Gegenstände in herrischer Weise für sich beansprucht. Friedrich Schiller hat vielleicht diese Seite der Geisterwelt gekennzeichnet, wenn er sagte:

Schiller
Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister.
Sie liegen wartend unter dünner Decke
und leise hörend stürmen sie herauf.

Hier tut sich das Reich auf, das „dunkler Mächte grauses Spiel“ (E. Th. A. Hoffmann) ist. Wenn es noch nötig sein sollte, daß wir uns warnen lassen, dem Tod und seinen unberechenbaren Gewalten irgendeine erlösende Kraft zuzuschreiben, so kann das Gebiet des Spuks uns dazu reichlich dienen. Denn hier herrschen Mächte aus der Totenwelt, Kräfte aus der Vorhölle oder Hölle selber. Schiller konnte noch dem Tod in jener harmloseren Verherrlichung nachsingen:

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
in seinem unvergänglichen Palaste
zu echter Tugend reinem Diamant
das Sterbliche zu läutern und die Flecken
der mangelhaften Menschheit zu verzehren ...

(„Braut von Messina“)

Ein Blick in die Welt des Spuks genügt, ein Blick, wie ihn der begnadete schwäbische Kirchenvater Christoph Blumhardt d. Ä. während seiner Kampfjahre um Gottlieb Dittus, wie ihn Justinus Kerner in seinem Verhältnis zu der Seherin von Prevorst hat tun müssen — und wir erkennen, daß wir uns unendlich weit über die Wirklichkeit des Todes hinauswagen müssen, wollen wir die Wahr-

heit echter Erlösung im Lebenswerk Jesu Christi und nirgends anders, auch nicht in der fadenscheinigen Majestät des Todes finden.

Zum Spuk in seiner zunächst harmlosen Form kann man die „Weiße Frau“ rechnen, die von manchen alten Schlössern bezeugt ist, etwa auch vom Berliner Schloß der Hohenzollern; ist doch ihr Kommen und Gehen in der Familienchronik der Hohenzollern seit Jahrhunderten als beglaubigt überliefert.

Ein kleines Schloß in M.-F., so berichtet A. S. in S., wurde in früheren Jahren von der Weißen Frau heimgesucht. Diese erschien der Schloßbesitzerin und erzählte ihr von einem furchtbaren Kindermord, der im Schloß früher geschehen sei. Tatsächlich grub man hinter dem Sockel eines Schlotkes Knochenüberreste eines Kindes aus, das dann im Friedhof nachträglich beerdigt wurde. Es war von der Weißen Frau seither nichts mehr zu sehen. Ihr Geist hat nunmehr Ruhe gefunden.¹⁾

Deutsche Soldaten, so berichtet K. R. in N.-R., der selbst Augen- und Ohrenzeuge gewesen, haben in diesem Kriege in einem alten Gebäude in den Beskiden unmittelbar unter dem Dachfirst schlafen müssen, da die unteren Räume schon überfüllt waren.

In verschiedenen Räumen der als Spukhaus bekannten Unterkunft beobachteten die verstreut Schlafenden übereinstimmend, daß unerklärlicherweise Türklinken aufsprangen, Schlüssel, die an den Wänden hingen, klapperten, ganze Wände rasselnde Geräusche hören ließen, die von unsichtbaren Metallgegenständen stammen mußten. Allerdings nicht jeden Tag, aber zu wiederholten Malen. Manche Männer gerieten in Angstzustände und lagen schweißgebadet auf ihren Lagern.

In einem größeren Haus in D., das baulich gut im Stande ist, wurden zwischen November 1941 und Mai 1942, fast immer zwischen Mitternacht und den frühesten Morgenstunden spukartige Beobachtungen gemacht, die durch Zeugen einwandfrei beglaubigt sind.

Klopfzeichen an den Wänden waren zu hören, einzeln oder in Triolen, am stärksten eines Nachts 81 Klopfzeichen nacheinander in rhythmisch ungefähr gleichem Abstand, jedoch an verschiedenen Stellen des Zimmers. Ferner läutete eine Glocke, die von außen niemand in Schwung gebracht haben konnte; Töne, wie ätherische Akkorde, sickerten durch Zimmerwände; über einem Schläfer war es immer wieder, als würden Haufen von Reisigholz zertreten, als würde Sand aufgeschüttet, als rauschten Seidenkleider unsichtbarer

Damen durchs Zimmer, verstärkt durch zartfüßiges Trippeln; andre Laute klangen wie Ausschütten von Münzen, wie starkes Ausatmen, Zerbrechen von Porzellan; einmal sirrte eine Zimmerwand in gleichbleibendem metallenen Ton, als wäre die ganze Sandsteinwand eine einzige schwingende Metallplatte. Auch die Hauskatze empfand deutlich derlei Geräusche, sträubte die Haare und schien zu erstarren vor Aufmerksamkeit, buchstäblich schreck-gelähmt.

In einer Nacht gegen 23 Uhr hörte M. L., der wach am Tisch saß und arbeitete, wie die unsichtbare Gestalt eines großen plumpen Mannes gegen die Wohnzimmertüre polterte, als wollte er sie im Jähzorn durchstoßen — dann aber war deutlich zu hören, wie sein Gewand von außen zur Schwelle niedersank, augenblicklich ganz kraftlos geworden. Das Haus ist aus alten Zeiten schon als Spukhaus bekannt.

Vielleicht stehen die Erscheinungen in einem Zusammenhang mit dem Ableben einer Frau in F., die ihre Kindheit in diesem Hause verbrachte und, monatelang schwer krank liegend, sich als letzten Wunsch ausbat, in D. begraben zu werden. Dieser letzte Wille ging im Frühjahr 1942 in Erfüllung. Seither ruht der Spuk.

J. Illig hat 1916 den Spuk in Großerlach veröffentlicht. In einem Bauernhof dieses schwäbischen Dorfes wurden auf unerklärliche Weise immer und immer wieder Kälber und Kühe losgebunden, so oft man diese auch wieder im Stall festband. Die Tiere brüllten ohne ersichtlichen Grund, schlugen mit den Hinterfüßen aus und waren nicht zu besänftigen. Schweiß brach ihnen aus.

In der Küche des Hofes entstand Gepolter, Krachlaute an den Türen, Holzscheite flogen durch die Fenster hinaus und wieder herein, sogar Milchtöpfe flogen, Pfannen, Wassereimer usw. Backnäpfe durchtanzen die Stockwerke, um sich unten in Reih und Glied wieder aufzustellen! Dabei handelte es sich nicht um geradlinige Flugbahnen, sondern mühelos bewältigte Kurven all dieser Gegenstände. Die Ereignisse steigerten sich und ebten ab, ohne Gesetzmäßigkeit. Das Haus mußte abgeschlossen, alle Bewohner anderwärts untergebracht werden. Am 16. Mai entstand noch ein Getöse, als entstände ein Erdbeben — dann trat völlige, seither nicht mehr gestörte Ruhe ein.²⁾

Während des zweiten Weltkriegs hatte England ein Geisterhaus aufzuweisen, und zwar im Jahre 1942, als das Borley Rectory, ein schönes altes Manorhaus, durch Poltergeistereien unbewohnbar wurde. Dort flogen alle Gegenstände, Vasen, Töpfe, Bilder, Lampen durcheinander, zerschmetterten an den Wänden, flogen ebenfalls

um Ecken, leichte Zündholzschachteln schlugen am Boden auf, als wären sie zentnerschwer — schwere Kästen wurden verschoben, als wären sie leicht und lautlos verstellbar wie auf Watte! — Die Poltergeister spotteten der Gebete eines zugezogenen Priesters, indem sie ihn während des Betens mit Büchern bombardierten. Schließlich wurde das Haus in Brand gesteckt.³⁾

Ein Bauer in Kent fand eines Morgens alle seine Pferde im Stall umgedreht vor, mit den Schwänzen gegen die Krippe; ein Pferd fand sich nebenan im Heustock vor. Um es herauszuführen, mußte erst ein Wandstück abgeschlagen werden! Wie aber war es hineingeraten?!⁴⁾

Zuletzt sei ein Vorkommnis aus Westindien berichtet. In der Gruft von Barbados ruhen die Gebeine der Familie Chase. Erst seit dort ein Selbstmörder beigesetzt wurde, der auch jener Familie angehörte, fand man beim jeweiligen Wiederöffnen der Gruft die schweren Bleisärge in fürchterlichster Unordnung vor. Lord Combermere ließ daraufhin die Gruft versiegeln.

Als dann doch wieder grobes Gelärme gehört wurde, ließ er die Gruft nochmals öffnen. Im Beisein von Zeugen wurden die Siegel gelöst. Sie waren noch unversehrt — die Bleisärge aber waren durcheinander geworfen wie noch nie; der schwerste unter ihnen stand sogar auf dem Kopf.⁵⁾

Leibniz meinte, das Wort ‚Friede‘ passe „nur auf Kirchhofspforten; denn nur die Toten schlagen sich nicht mehr...“ Solche Vorkommnisse werden uns stutzig machen: Friede ist nicht eine Frucht, die jedem selbstverständlich entgegenwächst, der sich selbst seines Lebens beraubt. Der Selbstmörder ist der Friedlose; da er, falls er überhaupt Frieden begehrt (den die Welt ihm verweigerte), solchen Frieden Gott nicht abzwängen kann, bleibt er dem friedlosen Zwischenreich verhaftet, das ihn noch nicht in die Welt des himmlischen Friedens entläßt.

VIII ZUFÄLLE

Jeder Mensch erlebt an irgendeinem Punkt seines Lebenstages ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen, die zu einer vielleicht lang ersehnten oder lang befürchteten Lösung führen, aber unausweichlich hindeuten auf das geheimnisvolle Gewebe der höheren Planung unsres Lebens durch Gott. Oft offenbaren solche Augenblicke eine ganz unerwartete Hilfe; aber der Mensch greift dann lieber zu noch so künstlichen, gesuchten, im Grunde lächerlichen Deutungen, um ja solche Erfahrungen in der armseligen Ebene seines Verstandes oder gar eigenen Planens zu belassen. Niemand, auch der Klügste nicht, schämt sich dann des erbärmlichen Wortes ‚Zufall‘.

Wer im Alltag, in der Enge des eigenen Lebenskreises so großen Spielraum dem Walten des Zufalls einräumt — wie kann der an eine letzte, endgültige Ordnung der großen und größten kosmischen Zusammenhänge glauben?

Wo, so sollte man die Zufalls-Gläubigen ernstlich fragen, beginnt und wo endet der Bereich des Zufalls? Ist das verführerische Wort ‚Zufall‘ nicht eine gern benutzte, billige Attrape auf allen Fluchtwegen des Menschen vor Gott? Und umgekehrt: wenn uns Christen Gott ein Gott der Ordnung ist, der alle seine Werke weislich geordnet hat (Psalm 104, 24), so dürfen wir auch nicht den kleinsten Raum für das Walten des Zufalls aussparen. Das Zufällige ist vielmehr das uns Zufallende.

Aus einer Verszeile des Euripides (425 v. Chr.) können wir die ganze Schwermut, die Hilflosigkeit des vorchristlichen Menschen gegenüber der unlösbaren Schicksalsfrage ablesen: warum „am Irrwahn

hängen, daß es Götter gibt — indes der Zufall diese ganze Welt beherrscht?“

Immer wieder ist diese müde Stimmung aus Dichtermund, wie Seufzer an Seufzer durch alle Zeiten sich reihend, neu ausgesagt worden. Shakespeare's „Wintermärchen“ etwa bescheidet sich: „... so ergeben wir als Sklaven uns dem Wechsel (des Zufalls) und folgen jedem Windeshauch...“, während Lessing der Höhe der Heiligen Schrift viel näher kommt: „Das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall.“ Ähnlich hat Schiller die blinde Zufälligkeit des Zufalls abgelehnt: „Gepriesen sei mir der Zufall; er hat größere Taten getan als die klügelnde Vernunft und wird besser bestehen an jenem Tage als der Witz aller Weisen.“ Wenn nämlich „im Gewebe unsres Lebens Zufall und Plan eine gleich große Rolle spielen“, wer wäre dann „der Mensch, der sich vermessen will, des Zufalls schweres Steuer zu regieren — und doch nicht der Allwissende zu sein?“

Es gibt in der Tat eine Fülle von ‚Zufällen‘, die sinnlos zu sein scheinen, während andere mannigfacher Deutung und nachstaunender Sinngebung zugänglich sind. Jedenfalls gehören all diese Erlebnisse nicht nur zum abenteuerlichen Humor unsres Daseins; hinter ihnen steht eine allerletzte Notwendigkeit, die wir nie entschleiern werden. Das hat Schiller in wahrhaft seherischer Vollmacht ausgesagt:

... und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

(„Wallenstein“)

Herr M. H. in B. war als Gefreiter im zweiten Weltkrieg, und zwar in den ersten Jahren im Westen, dann im Osten eingesetzt. Ganz unabhängig von seiner Einberufung wurde auch sein Pferd Maxl zum Kriegsdienst eingezogen. ‚Zufällig‘ traf er seinen Maxl eines schönen Tages irgendwo im Westen, und später, so unglaublich es zu erzählen ist, noch einmal im Osten! Das treue Tier erkannte seinen Herrn sofort wieder.

Der Hamburger Hafenarbeiter E. Sch. entdeckte nach eineinhalb-jährigem Umherwandern durch ganz Deutschland auf der verzweifelten Suche nach seiner verschollenen Familie, die irgendwohin evakuiert worden war, an einem Gartentor in einem Pfälzer Dorf eine Emaille-Milchkanne. Er trat näher an das Tor heran, da das leuchtende Rot der Kanne ihm seltsam bekannt vorkam. „So ein Karminrot gibt es nur einmal in der Welt!“, schrie er, „das ist ja

unsere Milchkanne!“ stürmte in das Haus und — konnte Frau und Kinder glückstrahlend umarmen!“)

Herr W. L. in D. mußte eines Morgens im Frühjahr 1948 an seinen längst verstorbenen Rektor des Gymnasiums denken, dessen Schüler L. gewesen war. Dies Gedenken war durch gar nichts verursacht. Seit 19 Jahren bestand zwischen beiden nicht die geringste Beziehung. L. ging an jenem Tag nachmittags zu einem Buchbinder der Kleinstadt Sch., um etwas abzuholen. Dabei mußte er warten, blickte aus Langeweile in einen Stoß Altpapier, aus dem zum größten Verwundern L.'s die Photographie jenes längst verstorbenen Rektors herausfiel!

Pfarrer R. S. in S. wollte für das „Evang. Hilfswerk“ einen Raum mieten, unterließ es aber zunächst, da ihm die Miete von 300 Mark zu hoch dünkte. Kaum war er aus dem Hause weggegangen, dessen Raum in Rede stand, hielt ihn eine Frau auf der Straße an und gab ihm einen Umschlag. Sie war eben unterwegs, ihrem Pfarrer S. diese Gabe für einen guten kirchlichen Zweck zu übergeben. Pfarrer S. öffnete — es waren in bar 300 Mark.

Andrer Art sind jene Zufälle, die sich an eine Zahl anhängen. Aus den ältesten Zeiten ist ja überliefert, daß bestimmte Zahlen als tabu, als heilig, als geisterbeschwert galten. Man erinnere sich aus der Welt der Bibel, was dort etwa drei, fünf, sieben, zehn, zwölf, vierundzwanzig u. a. bedeuten. Wie fadenscheinig es aber ist, Zahlenwerte auf Glück oder Unglück festzulegen, etwa die böse Sieben, die schlimme Dreizehn, lehrt ein Blick in Richard Wagners Leben. So auffällig die 13 in seinem Schaffen und Lebensablauf ist — sie birgt Freude und Leid in buntem Wechsel. Nach der (verunglückten) Uraufführung des „Tannhäuser“ am 13. März 1861 schrieb er seiner Schwester: „... wie konnt ich auch Glück haben mit meinem Schmerzenskind: die unglückselige 13 fängt wieder an, mich zu verfolgen. Als ich die letzte Note in der Partitur vollendete und das Datum darunter schrieb, merkte ich, daß es der 13. April war! ...“ — Wagner ist 1813 geboren, die Quersumme $1 + 8 + 1 + 3$ ergibt 13. Am 13. Februar 1883 starb er. Insgesamt hinterließ er 13 Tondramen. Sein Name enthält 13 Buchstaben.

Das entscheidende Ereignis seiner Jugendzeit, das erste Hören des „Freischütz“ von Weber, widerfuhr ihm am 13. Oktober, woraufhin er sich zum Komponieren gedrängt fühlte.

Das Rigaer Theater, an dem er als Kapellmeister begann, wurde am 13. September 1837 eröffnet. War „Thannhäuser“ zwar am 13. März

1844 ausgepiffen worden, so wurde er am 13. Mai 1895 doch glanzvoll in Paris wiederaufgeführt. 13 Jahre lang lebte Wagner als steckbrieflich verfolgter Mann in Verbannung (wegen Teilnahme am Aufstand von 1848). Am 13. August 1876 durfte er sein Festspielhaus zu Bayreuth eröffnen. Seinen letzten Tag in Bayreuth erlebte er am 13. September; am 13. Januar 1882 vollendete er noch den „Parsival“; am 13. Januar 1883 besuchte ihn noch Franz Liszt, ehe er, im 13. Jahr der Reichsgründung, am 13. Februar 1883 in Venedig starb.)

Georg Kaiser hinterließ ein Drama „Medusa“, in dem er darstellt, wie Kinder im September 1940 aus bombardierten Städten Englands nach Kanada überführt werden sollten, auf hoher See aber durch Torpedierung in höchste Seenot gerieten. Nur wenige entrannten in Rettungsbooten dem Tode.

In einem der Boote zählen die Überlebenden, wie viel Kinder da beisammen seien: „Ihr dürft nicht weiteressen! Wir sind — dreizehn!“ entdecken sie aufgeregt. Ein Knabe tröstet die andern: „Wir sind doch alle Christen!“ Anna: „Da habt ihr's. Wir sind dreizehn Christen — nun sind wir verloren!“ (Stille.)

Sie trösten sich weiter: „Es können doch 13 Christen in einem Omnibus fahren!“ Sie erinnern sich, 12 Jünger und ihr Heiland an einem Tisch... Anna: „Es stammt vom Hl. Abendmahl — und das ist wohl das höchste, was man sich denken kann. Oder soll das für uns nicht mehr gelten... Jesus führt jeden in Versuchung, um an ihn zu glauben. Darum sind wir in diesem Boot...“ Sie wurden gerettet.³⁾

Fritz Reck-Malleczewen war Augenzeuge der Grundsteinlegung des Hauses der Deutschen Kunst in München. Er beobachtete, wie Hitler dabei auftrat: „Was übrigens Herrn Hitler betrifft, so zersprang ihm vor meinen sehenden Augen der für die drei traditionellen Schläge überreichte Hammer. Der Hammerkörper trennte sich vom Griff und flog so weit fort, daß er im allgemeinen Gedränge der Gäste sich nicht mehr auffinden ließ. Deutlich sah man's dem abergläubischen Hysteriker an, wie tief das üble Omen ihn beeindruckte.“ — Damit nähern wir uns Zufällen, die dem Bereich der dunklen Ahnungen zugehören.

Eleonore Duse reiste, schon schwer krank, nach Amerika, um dort ein letztes Mal aufzutreten. Ihr letztes Stück hieß: „Die verschlossene Pforte“. Ein Irrtum des Fahrers bringt die berühmte Schauspielerin tatsächlich an jenem letzten Abend vor eine verschlossene Türe des Schauspielhauses, wo sie unter Regen und Schneegestöber durchgefroren stehen und warten muß. Böse Ahnungen schleiern durch

Zufall
+ 3)

ihre Seele. Die letzten Worte, die sie zu sprechen hatte, waren: „Allein, allein!“ Nach einigen Tagen starb sie in Pittsburg am 21. April 1924.⁴⁾

Der Kaufmann C. F. B. in O. schreibt: Als mein Schwager starb, setzte nach Haussitte mein Vater sogleich unsre große Haus-Uhr still. Der große Zeiger wies auf sechzehneinhalb Minuten nach sechs Uhr morgens. Erst später kam der Bruder des Toten herein. Als wir ihm die Todesstunde und Minute sagten, zog er seine Uhr und zeigte sie allen: sie wies genau die gleiche Stunde und Minute — und war dabei stehen geblieben. Jetzt aber war es schon Vormittag geworden.

Weit geheimnisreicher ist aber ein ‚Zufall‘, den Frau Dr. E. G. in B. erlebte. Zwei Tage vor ihrem Geburtstag, den sie 1944 mit mehreren Gästen zu feiern gedachte, kam der Gärtner ins Haus und gab einen prachtvollen Strauß ab. Der Gatte war an der Tür und wollte den Gärtner abweisen, da dieser behauptete, Frau Dr. G. habe den Strauß als Grabstrauß in seinem Geschäft vor wenigen Tagen persönlich bestellt. Er konnte sich aber keines nahen Begräbnisses entsinnen. Es müsse alles in allem ein Irrtum sein.

Er rief seine Frau herbei, die lachend erklärt, von nichts zu wissen. Der Gärtner besteht darauf, daß sie selbst den Strauß bei ihm bestellt habe. Um ein Ende zu machen, sagt sie: „Wir behalten den Strauß da für meinen Geburtstag, alles andre ist Unsinn.“

Bei der Geburtstagsfeier macht eine Freundin die Dame auf eine winzige Wunde an der Lippe aufmerksam, die sie selbst noch nicht bemerkt hatte. Sie entfernt sich kurz ins Badezimmer, versucht die Wunde zu behandeln, zieht sich eine Blutvergiftung zu, der sie binnen zwei Tagen erliegt. So kam der Strauß tatsächlich in ihr Grab.

Hier handelt es sich nur um den Schein eines Zufalls oder zufälligen Irrtums. Sollte sich nicht die schon zum Tod bestimmte Frau von ihrem Leibe gelöst und in anderer Leiblichkeit den Gang zum Gärtner gemacht und damit unwissend ihr Todesbewußtsein vorweggenommen haben?

Man kann solche Zufälle nicht erklären. Man halte sich an Goethes Selbstbescheidung: „Derlei Dinge brauchen nicht erklärbar zu sein. Es genügt, daß sie wahr sind“.

Erhört Gott Gebete, so wird solchem Gebet oft der scheinbar ‚blinde‘ Zufall dienstbar. Hierfür einige Erfahrungen aus unserer Zeit.

Der Arbeiterdichter Fritz Woike erzählt in seinem Buch „Wegspuren“, er habe als junger Mann in einem schlesischen Städtchen

eine größere Geldsumme zur Post tragen müssen. Dunkel, Regen und Sturm machten den Weg beschwerlich.

Plötzlich war es ihm, als habe er einen Zwanzig-Mark-Schein verloren, prüft nach — tatsächlich fehlte er. Woike rannte zurück; es war fast aussichtslos, den Schein irgendwo zu finden. Er betete um Hilfe; da — mitten im eiligen, ängstlichen Laufen stürzt er zu Boden, weil er einen ungeschickten Schritt gemacht und den Fuß am Knöchel schmerzen fühlte.

Die Knickung aber mußte sein. Im Augenblick des Fallens griff die Hand nicht die schmutzige Erde, sondern — den Zwanzig-Mark-Schein! „Ich stand schweigend und mit hilflosem Staunen vor meinem Gott, der mein schwaches Gebet erhört hatte...“ Er war im Dunkel gelegen, als hätte ihn kein Sturm verweht. „Als ich dann den Schein am Schalter abgab, war es mir, als begehe ich ein Unrecht, ihn fortzugeben...“⁵⁾

Bei einer Wallfahrt im Münsterland im Frühsommer 1948 nahm auch ein aus dem deutschen Osten vertriebener Mann teil. Frau und Kinder waren für ihn seit Jahren verschollen. Gänzlich unvermutet aber entdeckte er seine Frau und seine Kinder bei dieser Wallfahrt; sie hatten wiederum ihren Gatten und Vater erkannt, der schon als tot gemeldet worden war.⁶⁾

Börries v. Münchhausen erzählt von einem jungen Bergsteiger, der in einem äußerst gefährlichen Berggelände Tirols abgestürzt war. Nun lag er in einer ganz engen Felsenschlucht, sein Bergführer neben ihm; er hatte umsonst vor diesem Weg gewarnt. Der Führer war tot, sein Begleiter sah sich ebenfalls dem Tod ausgeliefert. Senkrecht stiegen die Wände ringsum empor. Hilfe war nicht zu erwarten, da er ja in das Dorf nicht zurückkehren wollte, von dem er ausgegangen war.

Im Rucksack des toten Führers fand er ein Gebetbüchlein. Darauf schrieb er, indem er ein Blättlein ablöste, die knappsten Angaben seines Unglücks. Nach Tagen gewann er mit letzten Kräften einen Felsvorsprung, von dem aus er einen heftigen Wirbelwind spürte, der die Schlucht herauf tobte. Plötzlich riß der Wind das Gebetbüchlein aus seiner Hand und verwehte die Blättchen, die schon sehr zerlesen waren, in unbekannte Ferne...

Verzweifelt weinend, des letzten Trostes beraubt, stieg er wieder in sein auswegloses Felsengrab hinunter, fiebernd, hungernd — jene Seite des Büchleins, die er beschrieben hatte, wirbelte tief hinab ins Dorf, in die Nähe der Kirche. Dort fand ein Kind das Blättchen.

Eine Rettungsabteilung holte ihn mit einer Seilschleife aus der Felsspalte — er war gerettet. — Zufällig!

Es wäre Hohn, dem Zufall mehr zuzutrauen als dem lebendigen Gott, der noch immer „Winde zu Seinen Engeln machen“ kann (Psalm 104, 4).⁷⁾

Frau L. S. in B. litt im zweiten Weltkrieg, durch schwere Schicksalsschläge bedingt, unter harten inneren Anfechtungen, so daß sie selbst wahrnahm, wie ihr Glaube schwächer wurde. Sie fürchtete sich vor der Stunde, wo nur mehr Verzweiflung in ihr lebendig bleiben würde.

Lange Zeit mied sie den Kirchgang. Dann aber raffte sie sich doch wieder auf, weil sie fühlte, daß das Fernbleiben von Predigt und Sakrament auch nur eine satanische Versuchung sei. Nur in der hintersten Bank nahm sie scheu Platz.

Da predigte der Pfarrer über das Wort: „Siehe, der Satan hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre...“ (Lukas 22, 31—32). In diesem Wort erkannte sie die Stimme ihres Gottes für ihre Stunde. Und ihr Glaube kräftigte sich wieder.

Zufall?
Dr. med. M. in M. vermißte viele Jahre hindurch sein kostbarstes Familienerbstück, einen Juwel. Alles Suchen war erfolglos. Da wurde sein Haus durch Bomben völlig zerstört. Jetzt war alle Hoffnung, den Juwel je wieder zu finden, ganz geschwunden. Nach einiger Zeit kommt der Arzt wieder an dem Schuttberg vorbei, sieht zufällig ein Kinderschüffelchen liegen, ergreift es in halb spielerischer, halb verzweifelter Absicht, ein wenig herumzustochern. Er stößt dabei auf etwas Hartes, Eckiges: es ist eine Kapsel, aus der er den Juwel völlig unversehrt herausholen konnte.

Luvsfeld
Bekanntung
Joseph Winckler, der rheinische Erzähler, fuhr aus Italien nach Deutschland zurück, nachdem er dort drei Monate verbracht hatte. Während der Heimreise ergriff ihn eine würgende Angst, so daß er das Reisegepäck ergriff und bei der nächsten Station ausstieg — was völlig unsinnig zu sein schien. Auf einer Seitenstrecke fuhr er alsdann weiter; von jener Angst blieb keine Spur.

Als er in K. verspätet ankam, wurde er wie ein Gespenst angestarrt. Sein Zug, aus dem er noch rechtzeitig ausstieg kraft der plötzlichen Angstgefühle, war schon als entgleist gemeldet worden. Unter anderen war Minister Helfferich bei dem furchtbaren Unglück lebendig verbrannt. Er aber blieb gerettet. Winckler schließt: „Mag's Zufall sein — — — es war der Götterwink eines himmlischen Zufalls!“

Wiederum dünkt uns das Allerweltswort Zufall unzulänglich, einem Geschehen ein frisch-fröhliches Siegel aufzudrücken, das so geradlinig in die Welt der göttlichen Bewahrung hineinführt.⁸⁾

Bewahrung ist es auch, was unter der Maske des Zufalls, ja des Irrtums im folgenden Ereignis zu Tage trat.

Rel. 7
Pfarrer W. in B. war während des Krieges Vorstand eines Waisenhauses für Knaben in einer westdeutschen Großstadt. Sobald Voralarm gemeldet war, mußte der Hausmeister jeweils die ganze Bubenschar auf einem bereitgehaltenen Lastwagen in vorbestimmte Notquartiere eines Vorortes hinausfahren, wo diese die Schreckensnacht einstweilen verbringen sollten. Wieder kam Voralarm; aber ausnahmsweise ist der sehr zuverlässige Hausmeister abwesend. Es findet sich aber ein ‚zufällig‘ in der Nähe weilender Ausländer bereit, die Knaben zu ihren Notquartieren hinauszufahren.

In Hast und Aufregung des Aufbruchs war die Verständigung mit ihm nur allzu knapp möglich; von seinem Fenster aus sieht noch der Leiter der Anstalt, daß der Fahrer eine ganz falsche Richtung einschlägt, die genau entgegengesetzt zu jenen Notquartieren war; er sieht noch, wie einige ältere Knaben an der kleinen Glasscheibe des Lastwagens versuchen, sich mit dem Fahrer zu verständigen — aber er rollt davon. Unter entsetzlicher Gewissensfolter verbringt der Leiter die Nacht.

Am nächsten Morgen aber kamen alle Knaben samt ihrem Fahrer zurück — sie blieben völlig unversehrt, mußten allerdings die ganze Nacht irgendwo im Wald verbringen. Die Notquartiere aber wurden unter zahllosen anderen Brandfällen dieser Nacht völlig zu Asche. Nach menschlichem Ermessen wäre nicht einer der Knaben dort mit dem Leben davongekommen.

In einer westdeutschen Großstadt geschah auch das Folgende — wobei der Zufall sich in der lichten Hülle des Wunders verbirgt. Ein Mann war während eines Großangriffes nächtlicher Bomberverbände in einer Kellernische untergeschlüpft. Als die Brandstellen des Kellers immer näher an seine Ecke heranrückten, sah er den Tod durch Verbrennen unausweichlich vor Augen. Er war derart von Feuerschwaden umschlossen, daß jedes Fliehenwollen schon zum Verbrennen hätte führen müssen.

Da gelang es eben noch, von außen eine kleine Luke freizuschlagen, durch die er aber nicht mehr durchschlüpfen konnte. Er wußte nicht, daß sofort nach der Entwarnung droben an der Straße ein Mann sich bereit hielt, aus wohlmeinender Absicht den Eingeschlossenen durch diese Luke zu erschießen, um ihm ein langsames Verbrennen

zu ersparen. In diesen Minuten allerletzter Gefahr schrie aber ein Freund des zum Tod Bestimmten immer wieder laut zum Himmel: „Herr, tue ein Wunder!“, wobei er an dem zerstörten Hause auf- und abließ.

Ganz unerwartet geschah in der Nähe eine Detonation, die überraschend eine ganze Kellermauer freilegte, so daß jener verloren Geglaubte ohne den kleinsten Schaden heraussteigen konnte. Er hat buchstäblich Jesaja 43, 2 erfahren: „So du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht versengen.“

Pfarrer M. L. in W. hatte 1945 ein Schülerheim zu leiten, von dem er einen Tag dienstlich abwesend sein mußte. Um rechtzeitig heimzukehren, sah er eine Radfahrt von 12 km über bergiges Waldgelände vor sich. Als es schon dämmerte, hatte er noch knapp 8 km zu fahren.

Als er eben in das Dorf S. hineinfahren will, in dem er völlig fremd war, zumal es jenseits der bayerischen Grenze lag, geschah es, daß die Kette des Rades riß. Niemand war aufzutreiben, der den Schaden sofort hätte gutmachen können. Zugverbindungen oder Autos waren als Auswege unmöglich. L. hatte keinerlei Material zum Ausbessern bei sich. So sah er sich gezwungen, die Nacht in S. zu verbringen. Die einzige Wirtschaft hatte kein Gastbett; das Pfarrhaus war kriegshalber ganz verwaist. So mußte Pfarrer L. aufs Geratewohl in irgendeinem Hause anklopfen.

Er tat es; es war ein schönes, sauber gehaltenes Bauernanwesen. Die Frau erkannte sofort in dem unerwarteten Bittsteller einen Geistlichen, sah ihn nicht nur überrascht, sondern wie von einer Erleuchtung begnadet an und zog ihn in eine abseitige Ecke. Dort erzählte sie ihm eilig, sogleich in bittere Tränen ausbrechend, er komme „wie ein Engel“ ins Haus. Vor wenigen Stunden sei die Todesnachricht des einzigen Sohnes eingetroffen, und der Gatte, ein ganz glaubensferner Mann, sei fest entschlossen, sich aus Verzweiflung noch in dieser Nacht ein Leid anzutun. Seit er Kreisbauernführer geworden sei, habe er und auch andre Verwandte, die drin in der Stube saßen, den Christenglauben über Bord geworfen; sie allein sei „noch christlich“ und habe seit Stunden zum Herrn geseht, er möge noch an diesem Abend einen Tröster senden, da ja kein Pfarrer mehr im Dorf sei seit der Einberufung des letzten.

Damit führte sie, ohne den Pfarrer antworten zu lassen, ihn dem Zimmer zu, in dem ein Kreis weinender, sichtlich trostloser Leute beisammen saß, in der Mitte unverkennbar der Vater des Gefallenen. Im Verlauf des Abends kam es zu einem Glaubensgespräch, das den ganzen Trost christlicher Auferstehungshoffnung zu Tage brachte;

bis tief in die Mitternacht hinein saß der Pfarrer mit jenem Vater zusammen.

Als die beiden auseinandergingen, hatte der Verzweifelte den Selbstmordplan aufgegeben und sich willig die ersten Schritte führen lassen, die der Christ in Anfechtung und Leiden zu gehen hat. — Zufällig war es also nicht, daß das Rad des Pfarrers untauglich geworden war.

Pfarrer R. T. in U. saß eines Samstagabends über seiner Predigtvorbereitung. Sie fiel ihm diesmal besonders schwer, weil er an der inneren Frucht seines Dienstes zweifelte, hatte doch seit längerer Zeit schon niemand seinen seelsorgerlichen Rat und Beistand begehrt. So fühlte er sich einsam und elend. Er bat Gott, ihm doch zu zeigen, daß sein Dienst, dem er so eifrig nachging, nicht vergebens sei.

Da klopfte es noch spät, gegen 9 Uhr abends. Eine Frau kam und erzählte in Tränen dankend, ihr Sohn habe gestern die Ansprache des Pfarrers bei einer ‚Silbernen Trauung‘ gehört; und er, der glaubensferne Soldat und Urlauber, sei sofort allein aus der Kirche heimgegangen, habe sich in einer Bodenkammer lange eingeschlossen, aus der er später mit nassen Augen herabgestiegen sei. Seither sei er ein ganz anderer Mensch geworden...

Die Soldatenmutter war kaum eine halbe Stunde gegangen, läutet es wieder. Ein älterer Mann kam und meldete den Heldentod seines Enkels in Afrika. Er gebärdete sich ganz verzweifelt, aber nahm den Trostspruch des Pfarrers dankbar und willig an.

Als die Uhr auf Mitternacht rückte, läutete es nochmals. Ein Urlauber sprach vor und erbat in kürzester Frist seine Kriegstrauung. Dabei rollte er sein ganzes Leben auf... Es kam, was er wohl nicht vorausgesehen hatte, unversehens zu einer völligen Beichte, bei der sogar Mordgedanken und andere finsterste Dinge herausbrachen, die niemand im Ort ahnte. Mit seinem Gott, der ihm durch tausend Kriegsgreuel hindurch längst entschwunden schien, ausgesöhnt, ging er einem neuen Tag, einem neuen Lebensanfang entgegen.

Pfarrer T. aber wußte, daß er nicht vergeblich am Werk stehe. Es war ihm all das zugefallen, was jenseits des Zufalls liegt.

IX

JENSEITS DES TODES

Eine Besinnung

Schauen wir zurück auf die Welt der übersinnlichen Erfahrungen, so mag uns zumute sein, als durchwanderten wir eine ungeheuer vielgestaltige Landschaft mit finstern Tälern und lichten Höhen, unter undurchdringlichen Wolken und grausig niederzuckenden Blitzen, mit manch tröstlich-klarem Himmelsblick, aber dann wieder unübersteigbar starrendem Felsgewände. Mag diese Landschaft düster, verworren vor uns liegen, so durften wir doch manchen Fußstapfen Gottes nachtasten und spüren: ob wir auch allenthalben auf die Herrschaft des Todesfürsten stoßen, gerade unter den Blutspuren zweier Weltkriege, so ist doch der Eigentümer dieser Landschaft der allmächtige lebendige Gott.

Wer vor dieser Landschaft die Augen verschließt, geht nun wirklich mit jenen Scheuklappen durch die diesseitige Welt, welche er uns vorwirft, die wir auf das Übersinnliche achten; er glaubt nur an das Wirkliche, soweit es sichtbar, ihm jeweils sichtbar wird — als ob nur das Sichtbare wirklich und dies arme Stück Wirklichkeit die ganze Wahrheit sei! Er tritt gleichsam an einen Globus heran mit der Behauptung, alles zu sehen, und verschweigt dabei geflissentlich, was vor seinen Augen seinen Augen entzogen ist. Wir aber wissen nunmehr, was die übersinnlichen Tatsachen uns lehren wollen: Über dieser unserer sichtbaren Welt weht jetzt schon die Luft einer anderen Welt, sie durchdringt unsere Welt in jedem Augenblick ganz und gar bis in die fernsten Winkel, auch die verborgensten Schlupfwinkel der Seele.

Wir sollten darum dem inneren Widerstand wehren, der in uns allen immer wieder zunächst aufkeimt, wenn übersinnliche Erfahrungen und Bilder uns begegnen — als zerstörten diese die äußere Bilderwelt unseres tätigen Lebens, unseres Alltags. Jene Bilder suchen gewiß nicht das helle, grelle Tageslicht, sie bleiben lieber im heimischen Dunkel oder Halbdunkel, verdämmern scheu und schnell im Zwielicht und Zwielflicht, aus dem sie stammen. So muß es uns genügen, aus dem wirren Knäuel solcher Erfahrungen nur einige Fäden dann und wann gelöst zu haben, damit uns wenigstens der Hochmut des Schnellfertig-seins, des Besser-wissens, des Vor-Urteilens genommen wird, den Mephisto in Goethes Faust spottend brandmarkt:

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch mekenfern;
was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht . . .

Der Knäuel solcher Erfahrungen aber kann nur hineinrollen in Gottes Land, in Gottes Ewigkeit. Da werden all die Fäden gelöst und das wirre Gewebe zur Harmonie der göttlichen Urordnung befreit werden. Was aber heißt Ewigkeit, was heißt Jenseits?! Können wir anders antworten als zu Beginn unseres Buches? Dies eine dürfte uns nunmehr klar sein: solch heilige Urworte unsres christlichen Glaubens sind keine Grenztafeln, die einen räumlichen Bezirk abgrenzen wollen; vielmehr deuten sie auf eine ganz andere Seinsweise, der wir in jedem Bezug Un-Endlichkeit und doch volle Wirklichkeit und jetzt schon spürbare Wirksamkeit zubilligen müssen. „Jenseits heißt: meiner Erfahrung nicht zugänglich“ (Karl Heim). Damit haben wir Kräfte und Mächte zu Gesicht bekommen, die in der Tat diese Welt sprengen können, Kräfte, die erleuchten, verändern, klären, warnen, helfen, aber auch vernichten, zerstören, spalten, töten können. Das Unsichtbare ist das Dynamit des Sichtbaren. Es ist der verborgene, meist nur ahnbare Gott, der wie ein heimlicher Erreger, wie ein Antreiber hinter jener Welt steht, aber auf jeden Fall das Kleinste und Größte im Kosmos schaffender und ordnender Kräfte durchwirkt hat und immer weiter durchwirkt — was ja nicht nur biblischer Glaube, sondern Gemeingut aller hohen Weltreligionen ist. Nun kommt aber alles darauf an, daß wir ja nicht bei einem dumpf-verblässenen Gottestraum vom Weltall stehen bleiben, sondern einen Schritt weiter gehen als die Chandogya-Üpanishad: „Seele nur ist dieses Weltall.“

Wir wollen uns auch nicht dabei beruhigen, daß wir eine sehr ausgebauten Wissenschaft des Übersinnlichen in den Ländern Europas und Religionen des Übersinnlichen in den Ländern Ostasiens fleißig am Werke sehen. Es genügt bei weitem nicht, das Übersinnliche in die Gerüste der parapsychologischen Fachsprache einzuschalen oder gar der Spottgeburt zeitgängiger Scheinreligionen anheimzugeben. Von solchen Versuchen und Versuchungen halten wir uns frei.

Die übersinnlichen Erfahrungen dürfen aber auch nicht länger ins Ghetto außerhalb des christlichen Glaubens, außerhalb der christlichen Kirche verwiesen werden; sonst setzt sich diese dem Verdacht aus, als wäre sie ihrer Sache in diesem Bereich nicht sicher, ihrer inneren Bewältigung und Aneignung nicht gewachsen, weil sie keinen festen Standort habe.

Vielmehr gibt uns gerade der Blick auf Gottes Wort die Vollmacht, diese Dinge nicht gleichgültig-hilflos sich selbst zu überlassen, sondern mit ihnen zu einer Begegnung zu kommen. Die Theologie hat auch solcherlei Fragen zu beantworten, um das Übersinnliche endlich heimzuholen in den Bereich christlichen Denkens und Sichtens, wo sie doch mit Recht auf den Anspruch pochen darf, vom Wort Gottes her alle Gebiete des Seins ansprechen zu können.

Und hier haben wir es mit Gott unleugbar zu tun: spürten wir doch angesichts der Berichte dieses Buches, welch geheimnisvoll mächtiger Pulsschlag das Ganze, den Kosmos der Welt und Überwelt, den Kosmos der Seele durchrollt; sahen wir doch außermenschliche Wirklichkeiten, die sich der Seele des Menschen zuweilen nur, und dann in meist widersprüchlichen Bildern wie in grotesker Spiegelschrift offenbaren; aber hinter diesen Bildern oder allem bildlosen Wallen und Brausen nicht etwa das gestaltlose Chaos, sondern den alles gestaltenden Gott.

Daher auch können übersinnliche Erfahrungen zu Wendepunkten des Lebens werden. Das hat Wilhelm von Humboldt gemeint, wenn er 1825 seiner Freundin schrieb: „Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorsehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenseits gezogen. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einsichten in das Tiefste und Höchste, an Wärme und Reinheit des Gefühls, an Reichtum und Schönheit der umgebenden Welt...“

Wer also mit neuen Augen, aber unbefangenen-nüchtern an das Übersinnliche herantritt, dem wird Gott größer. Er lernt nicht nur am Nur-Sichtbaren hangen zu bleiben, sondern zu „sehen auf das Unsichtbare“ (2. Kor. 4, 18), noch deutlicher: auf den Unsichtbaren. Auf

Gott, nur auf Gott, treffen wir da immer wieder. Er ist ja der Eigentümer jener Seelenlandschaft, die nur scheinbar ein Niemandland ist.

Im Niemandland kann man nicht wohnen; es ist gefährliches, gesperrtes Gebiet. Und wenn es dem Augenschein nach keinen Besitzer hat — es gehört Gott, nur Gott. Alles ist Gott zu eigen: auch dies Dschungelland der Träume, die Gewölke der Ahnungen, das Meer der Wahrträume, die Silberströme des Hellsehens, die unabmeßbaren Gräberfluren, aus denen manche wieder erschienen, die Strecken der Fernwirkungen, die Vorhölle des Spuks, die Kreuzungspunkte der Zufälle... Niemandland ist Gottes Land.

Nur Gott hält all diese Dinge zusammen, die sonst jammervoll auseinanderklaffen, wie Treibgut auf den Meeren der Geschichte dahin irren müßten. Gott aber ist größer als all diese Dinge; darum fallen sie nicht aus Ihm hinaus. So grenzenlos sie scheinen — Gott setzt ihnen eine heilige Grenze, läßt sie eingegrenzt in ihrem Dunkel, das nur ‚matt erhellt‘ ist.

Durch sie kann Gott anfechten und trösten, helfen und warnen, segnen und fluchen, lächeln und strafen. Gott folgt ihnen auf dem Fuße, verfolgt sie, läßt sie nicht aus Seinen Augen. Er ist der heimliche Verfolger der übersinnlichen Dinge. Wer wollte von ihnen auch nur ein Quentlein verstehen, der an Gott vorbeiginge?

Hier wird Gott uns geheimnisreicher, wir werden kleiner, wir schwinden wie die Schatten vor Seinem Lichte. Hier wird Gott uns unentfliehbar, wie Psalm 139 gesungen; fliehen kann auch das Übersinnliche nicht, es sei denn, es flüchte zu Gott hin. „Gottes allmächtige Gewalt kann zugleich nirgends sein und muß doch an allen Orten sein. Sie ist aber unangreifbar und unermeßlich außer und über alles, das da ist. Sie muß an allen Orten gegenwärtig sein, auch im geringsten Baumblatt. Sie muß da sein in dem Aller-Inwendigsten als auch im Aller-Auswendigsten. Also kann Ihm niemand entfliehen...“ (Luther). Hier wird die Zeit uns enger und zugleich grenzenlos weit. „Was sind tausend Jahre gegen die Ewigkeit?... Darum ist unser Leben nicht ein Lauf, kaum ein geschwinder Wurf, darin wir zum Tode gerissen werden.“ Zu einem Tode, „der uns doch allenthalben auf dem Fuße nachschleicht“ (Luther zu Psalm 90).

Und dieser unser persönlicher Tod wird wenigstens unsere einzige übersinnliche Erfahrung sein, die wir alle noch machen müssen. Aber sie ist in Gott eingebettet, der, wie wir bei den Toten-Erscheinungen sahen, unser Ich durch den Tod hindurchrettet. Wir bleiben personhafte Wesen; unser Ich wird uns im Tode durchaus nicht abgenommen.

Es ist nichts mit dem (bei allen Dichtern der Welt so beliebten) Zurücksinken des Ich-Tröpfchens ins Meer des unbewußten Alls, nichts mit der ich-verzehrenden All-Seele, nichts mit dem antiken Lethe-Trinken. Mein Tod ist darum niemals etwas Sinnloses, wie mein Leben nie etwa Sinnloses war; Ich bleibt Ich — allerdings „im Übergang in ein neues persönliches Sein, bei dem alles darauf ankommt, wie es mit unserem Gewissen steht und ob wir den Weg zu Christus, dem Versöhner, gefunden haben“ (Karl Heim).

Daß wir also eigenpersönlich weiterleben, ist außer Zweifel, so wenig wir über das Wie wissen. Wir lernen das aus der übersinnlichen Erfahrungswelt in ganzer Nüchternheit; sie bietet uns ja kein neues Evangelium! Wehe dem, der es als Jünger des Übersinnlichen predigen wollte!

Luther hat in großer frommer Weisheit gebetet, „...daß Er mir keine irrigen und ungewissen Träume schieke, und mir keinen Engel zeige und kein Zeichen, denn ich kann ihrer nicht gewarten (nicht damit umgehen), auch brauche ich sie nicht, weil ich das Wort habe. Und der Teufel quält die Menschen gar sehr mit Träumen.“

Darum haben wir nie nach übersinnlichen Erfahrungen zu streben, sie nicht zu erzwingen noch zu erbetteln, noch durch zweifelhafte Winkelpriester des Übersinnlichen zu erschleichen. Es gibt keine käuflichen Eintrittskarten in das Zwischenreich. All seine Erscheinungen weisen weniger in unsere Welt herein, als vielmehr zurück zur reineren Welt göttlicher Urbilder, zum Ur-Bild, zum Ur-Bildner: Gott.

Weil das Übersinnliche zumeist etwas Plötzliches, Überfallartiges, Blitzhaftes an sich hat, weist es zurück und vorwärts auf den Gott, der ein Richter der Toten, der Lebenden und der Zukünftigen ist. Darin zeigt Gott etwas von Seiner Vergeltung, von der unauslöschlichen Gedächtniskraft Seiner ‚Bücher‘, die erst der Jüngste Tag entsiegelt. Alle unsere Tage sind in Sein Buch geschrieben (Psalm 139, 16).

Daher bekommt die Ewigkeit gerade vom Übersinnlichen her eine ernste Folie. Hermann Bezzel sprach einmal von der „furchtbaren, stahlharten, eiskalten Ewigkeit, gegenüber welcher der Mensch genötigt ist, sich nur wie ein Schatten zu fühlen“.

Es zeigt das Übersinnliche weiter, daß der Tod nicht die mindeste erlösende Kraft hat. Er ist Verwandler, der uns den Boden der diesseitigen Wirklichkeit unter den Füßen wegzieht. Aber er übergibt uns keineswegs dem Nichts, auch wenn wir es suchen wollten. Es gibt überhaupt kein Nichts, sondern nur Gott, der alles in allem erfüllt.

Die übersinnliche Welt verharrt im Schattenreich des Todes, ist aber voll Leben. Sie ist ein ‚Jenseits‘ unserer gegenständlichen Welt, aber noch ein ‚Diesseits‘ der Seligkeit — eben ein Zwischenreich, in dem nach E. Th. A. Hoffmanns tiefem Blick „das Weh des eingekerkerten Geistes“ herrscht. Ein Zwischenreich, das des Jüngsten Tages wartet in Furcht und Zittern einer doppelten Möglichkeit: ewigen Todes oder ewiger Seligkeit.

Noch ist jenen Seelen die schattenhafte Wiederkehr ins Diesseits dann und wann offen, gerade auch friedlosen Seelen, die aus unversöhnter Gewissenspein, dämonisch gebunden, an die alten Stätten irdischer Schuld und Sünde, noch unaufgehobenen Fluches zurück müssen.

So ist das Zwischenreich kein bequemes Vorzimmer der Seligkeit, sondern ein Labyrinth noch unerlöster Geisterheere. Wir gründen unsre Hoffnung, sofern sie uns wirklich über das Grab hinaus tragen soll, also nicht auf das Zwiesicht übersinnlicher Dinge. Oder wäre das echter Trost, zu erkennen, daß das Leben jenseits weitergeht?! Könnte diese unausweichliche Einsicht nicht auch Trost wegzehren?

So ist für unsere Sicht der eiserne Vorhang nicht zu heben. Wir bleiben im Bann unerlösten Seins, bleiben auch im Zwischenreich das Volk, das im Finstern wandelt. Aber wir sehen ein großes Licht. Luther wußte: „Christus wohnt auch in der Finsternis des Herzens.“ Er kann auch aus dem eisernen Vorhang des Unzugänglichen heraustreten. Er ist die verborgene Mitte der übersinnlichen Welt. Auch jene unerlösten Geisterheere gehören in seinen Triumphzug am Jüngsten Tag. „In seinem Angesichte wird mein Tod mit aller Trübseligkeit und Gefahr ein eitles Nichts.“ (Luther.) So bleibt uns indessen nur das zu tun, was Christus in seiner Golgathastunde für sich getan: den Geist Gott zu befehlen.

In Gottes Hände befehlen wir, um unseres Erlösers willen, auch alle Heere der Geister, daß Er sie erlöse zu Seiner Zeit, so gewiß sie der endlichen völligen Erlösung harren.

Quellenhinweise

- Hans Martensen-Larsen, An der Pforte des Todes, 4. Aufl., Berlin o. J.
Enno Nielsen, Das Unerkannte auf seinem Weg durch die Jahrtausende. Eben-
hausen 1922
Erich Schick, Boten des Unsichtbaren, Berlin 1940
Erich Schick, Vom Zustand nach dem Tode, Basel o. J.

Sämtliche Beispiele übersinnlicher Erfahrungen gehen auf persönliche mündliche oder schriftliche Berichte zurück, für die sich die mit Anfangsbuchstaben gekennzeichneten Personen verbürgen. Nur in ganz wenigen Fällen wurden diese Kennzeichnungen geändert. Die Berichte sind meist gekürzt und auf das sachlich Unentbehrliche begrenzt, auch wo nicht durch Punkte jeweils Auslassungen sichtbar werden.

Zu Kap. I:

- 1) Prof. Dr. G. v. Frankenberg, Natur und Technik, Berlin 1948
- 2) Martin Luther, Auslegung zum Psalter, nach WA Bd. 2, 4, 40, hsg. v. Th. Brandt, Das Lutherwort zum Psalter, Bad Salzungen 1947
- 3) Manfred Hausmann, Weg in die Dämmerung, Gedicht in „De Profundis“ von G. Groll, München 1946
- 4) Sören Kierkegaard, Tagebuch eines Verführers
- 5) Carl Ludwig Schleich, Von der Seele, 1910 u. sp.
- 6) Friedrich Ernst Peters, Licht zwischen zwei Dunkeln, Dichtung, Göttingen 1940

Zu Kap. II:

- 1) Bayrische Zeitung vom 27. 7. 1927, berichtet v. J. Kniese
- 2) Wilhelm Küttemeyer, Deutschland — schuldig oder krank? Die Wandlung, Heidelberg 1948 H. 2 Jhg. 3 S. 114
- 3) Luise Ullrich, Sehnsucht, wohin führst du mich? München 1947, S. 118
- 4) Fritz Reck-Malleczewen, Tagebuch eines Verzweifelten, Lorch 1947
- 5) Andres Ewert, Der Teufels-See. Die Glocke, 1. Jhg. H. 7 April 1948, Baden-Baden
- 6) Max Reger, Briefe eines deutschen Meisters, hsg. v. E. v. Hase-Köhler, Leipzig 1928
- 7) Ernst Wichert, Jedermann. Roman, München 1931. — La ferme morte, Erzählung aus „Der Todeskandidat“, München 1934
- 8) Wilhelm von Scholz, Der Auswanderer. Breslau 1924
- 9) Peter Schmid, Das Rätsel der Vornhung. Die Weltwoche, Nov. 1947

Zu Kap. III:

- Tracy*
- 1) K. Conrath, Vom Sinn des Träumens. Die Volksgesundheit, Freiburg/B., Aug./Sept. 1947
 - 2) Erich Rupprecht, Die Botschaft der Dichter. Stuttgart 1947. S. 155—162; Jean Pauls Traumweisheit
 - 3) J. Kniese, Die Wunderwelt der Träume. Ungedruckte Studie, Weimar 1947
 - 4) Walter von Hollander, Traumahnung wird wahr. Die Koralle, 4. Jhg. Nr. 49 v. 29. 11. 1936 S. 1644 f
 - 5) Fränkischer Kurier, Nürnberg 5. 7. 1943
 - 6) Bericht im 8-Uhr-Abend-Blatt Berlin, März 1940
 - 7) Carl Fr. Moerk, Brevier eines Heimkehrers, Calw 1947, S. 19 f.

Zu Kap. IV:

- 1) Gerhard Tersteegen, Gott ist gegenwärtig. Lied aus dem Evang. Gesangbuch
- 2) J. Hahn, Der Geisterhannes. Ludwigsburg 1930
- 3) Martin Haug, Er ist unser Leben. Stuttgart 1941
- 4) Hans Martensen-Larsen, a. a. O.
- 5) Wilhelm von Scholz, Der Kopf im Fenster. Leipzig o. J.
- 6) Reinhold Schneider, Das Inselreich. Leipzig 1936 S. 390
- 7) Enno Nielsen a. a. O. S. 279 f.
- 8) Erich Rupprecht a. a. O. S. 173
- 9) Walter von Hollander a. a. O. S. 1644
- 10) Sigismund von Radecki, Eine Prophezeiung gesucht. Die Weltwoche, 5. 12. 1947. Zürich, 15. Jhg. Nr. 734 S. 37
- 11) Sadhu Sundar Singh, Visions of the Spiritual World, übers. v. D. Dr. Fr. Melzer, Gesammelte Schriften, München 1947
- 12) Schwabacher Tagblatt vom 28. 2. 1941 S. 8
- 13) Annaliese Wiener, Getreuer Bericht vom Januar 1943. Aus „Berliner Hefte für geistiges Leben“, Sept. 1943, zit. nach „Die Christengemeinschaft“, Stuttgart, Februar 1947 S. 58 f.
- 14) Wilhelm Horkel, Lob der Engel. Gedicht aus „Lob aus der Tiefe“, hsg. v. Fr. S. Rothenberg, Göttingen 1947
- 15) Wilhelm Löhe, zit. n. Martin Haug a. a. O. S. 708 Nr. 2020
- 16) V. R. Günther, Hans Nielsen Hauge. Neumünster 1928 S. 87

Zu Kap. V:

- Tracy*
- 1) Ina Seidel, Unser Freund Peregrin, Roman. Stuttgart/Berlin 1940, 191 S.
 - 2) Else Bernewitz, Der Ball im Totenhaus. Erzählung, Neuba-Kalender 1948, München, S. 51 f.
 - 3) Die Mutter, Dank des Dichters. U. a. Beitrag von A. Winnig. Berlin-Steglitz 1936 S. 41 f.
 - 4) Ernst Penzoldt, Die Sense. Erzählung. Die Neue Zeitung v. 11. 3. 1946

Zu Kap. VI:

- 1) René Jaynes, Parapsychologische Studie, in „Die Auslese“ 1948 S. 109 (nach Time and Tide, London)
- 2) Hans Martensen-Larsen, a. a. O. S. 183
- 3) Zeitschrift für Parapsychologie, Leipzig 1927 S. 605—610: Buschmannzauber, v. W. Boehmer

- 4) Friedrich Sacher, Der Kopf des Jünglings. Fränkischer Kurier, Nürnberg, 4. 10. 1941 Nr. 40 (Sonntagskurier)
- 5) Peter Gebler, Mein Neffe Joseph und sein Schutzengel. Augsburg. Kath. Kirchenzeitung Nr. 11 v. 16. 8. 1947
- 6) P. Labutte, Abbé, Eine Mutter kehrt aus dem Jenseits zurück. Croix de l'Orno 1943, zit. n. Augsburg. Kath. Kirchenzeitung Nr. 24 v. 13. 6. 1948 S. 3

Zu Kap. VII:

- 1) August Sieghardt, Heimatkundliches aus dem Kreis Schwabach. Schwabacher Tagblatt, 4. April 1940
- 2) J. Tüllig, Der Spuk in Großerlach. „Der Hohenstaufen“ Nr. 134, 10. 6. 1916
- 3) Peter Schmid, Im Bombardement der Poltergelster. „Die Weltwoche“, Dez. 1947

Zu Kap. VIII:

- 1) Die Neue Zeitung v. 6. 1. 1947
- 2) Houston Stewart Chamberlain, Richard Wagner. München 1901
- 3) Georg Kaiser, Das Floß der Medusa. Drama in „Die Wandlung“, Heidelberg, März 1948 S. 120 ff.
- 4) Olga Resnovic-Signovelli, Eleonore Duse. Berlin o. J.
- 5) Fritz Wolke, Ein Wunder? — aus: Wegspuren, Stuttgart o. J.
- 6) Nürnberger Nachrichten v. 19. 6. 1948 S. 4
- 7) B. Frhr. v. Münchhausen, Bete und arbeite! Vom Ewigen im Heute, Göttingen 1934 S. 89 f.
- 8) Joseph Winckler, Unheimliches Ferienerlebnis. Fränkischer Kurier v. 1. 9. 1932 S. 242

Allen, die zu diesem Buche beigetragen, Dichtern, Schriftstellern, Verlegern, sowie all den Namenlosen der „Stillen im Lande“ aus allen deutschen Ländern sage ich Dank in der Verbundenheit gleichen Glaubens und Hoffens.
Der Verfasser

Wertbeständige Bücher

HELENE CHRISTALLER
DIE LIEBE UND DER TOD

Ein Novellenkranz in der Art der Rahmengeschichte italienischer Klassiker.
„Wie kostbare Perlen reihen sich die Erzählungen der einzelnen Seelen
ineinander und strahlen aus wie Bergespitzen im Abendrot. Dazu die fun-
kelnde Sprache — ein ergreifendes Meisterwerk Helene Christallers!“

Kirchenbote Speyer

MARIANNE VON ZIEGLER
DIE REISE DES KAITAN BRENDLE

„Diese ‚Geschichte eines einfachen Lebens‘ würde auch Meister Gottfried
Keller oder dem Nobelpreisträger Hermann Hesse zur Ehre gereichen . .
Es ist ein Kabinettstück behaglicher, gemütvoller Erzählerkunst, dabei frei
von aller verlogenen und süßlichen Sentimentalität.“

MARIANNE VON ZIEGLER
WEG UND IRRWEG

Es liegt in der falschen Entscheidung, wenn der Weg in den Irrweg aus-
läuft und das Wagnis im Abenteuer endigt. An neun Beispielen führt uns
die Verfasserin in weite Bezirke der Welt und Geschichte und überall fes-
selt sie uns durch den Ernst der Fragestellung und den faszinierenden Zug
der Gesichte und Gestalten.

HEINRICH GREULICH
SEEHAUS

„Novellen von einer eigenartig bezwingenden Atmosphäre. . . man soll
diese Geschichten in einer stillen Stunde lesen, erfüllen und erleiden, das
heißt: sich ihnen ganz hingeben.“

Haller Nachrichten

ALFRED LECHLER / ARTHUR MADER
PSYCHOPATHIE

Das vielfältige Gebiet der geistigen Störungen und Anomalien wird hier
von zwei erfahrenen Ärzten behandelt. Die Heilungsmöglichkeiten liegen
in uns selbst und in der Hinzugewandtheit zu Gott. Ein lehrreiches
Buch für jeden Laien.

NEUBAU-VERLAG MÜNCHEN

12 Nollu

S. 33

S. 38

S. 46

Smaller fossils

S. 58

Popph. Pflanze S. 29

Popph. Trer S. 32

Grundbeleg

76

78

79

82

83

87

91

92

Evch. - Start.

S-76 21

76 21

S-79 01

79 11

79 21